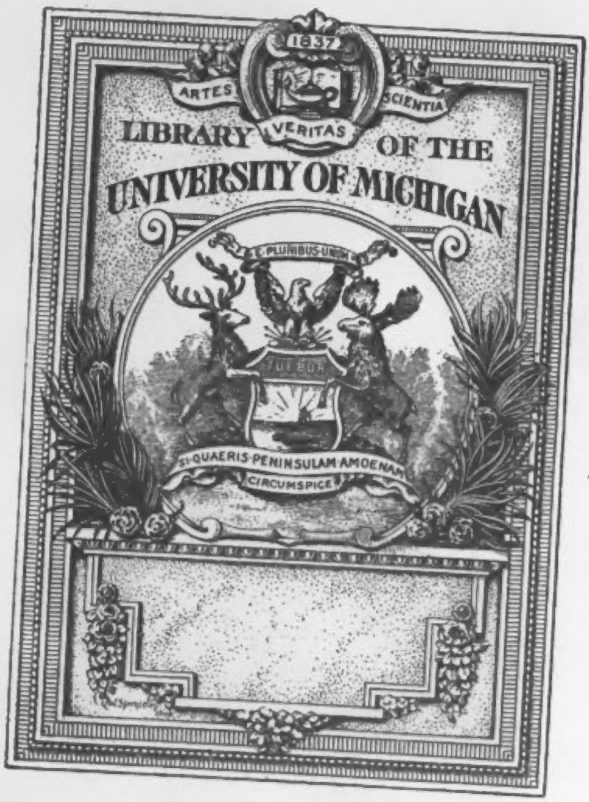
# Goethes schöne Seele

Hermann Dechent

Digitized by Google


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

838
G60
D29

# Goethes Schöne Seele

## Susanna Katharina v. Klettenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Goethes Schöne Seele

# Susanna Katharina v. Klettenberg.

76238

Ein Lebensbild

im Anschlusse an eine

**Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele**

entworfen von

Dr. phil. **Hermann Dechent,**
Pfarrer.

**Gotha.**
Friedrich Andreas Perthes.
1896.

Digitized by Google

# Vorwort.

Daß hier ein neues Lebensbild der ſchönen Seele geboten wird, dürfte kein Kundiger für überflüſſig anſehen, da ſeit dem Erſcheinen der für ihre Zeit vorzüglichen Lappenbergſchen „Reliquien der Fräulein v. Klettenberg“ faſt ein halbes Jahrhundert verſtrichen iſt und inzwiſchen eine Menge wertvollen Materials ſich angeſammelt hat, das jenem fleißigen Forſcher noch unbekannt geweſen war. Dagegen könnte es vielleicht auffallen, daß mit dieſer Arbeit ein Sonderabdruck der Bekenntniſſe ſich verbindet. Die innere Berechtigung einer ſolchen Separatausgabe wird das erſte Kapitel darthun; hier ſei nur noch auf einen praktiſchen Grund hingewieſen, der mich veranlaßt hat, die Selbſtbiographie der ſchönen Seele mit dem von mir entworfenen Lebensbild verbunden, dem Leſer darzubieten. Es war mein Wunſch, mit meinem Buche nicht nur eine Lücke der Litteraturgeſchichte des 18. Jahrhunderts auszufüllen, ſondern auch mitzuhelfen, daß die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele mehr in unſerem Volke geleſen werden. Berühren ſie doch ſo manche Fragen, welche für alle ernſter gerichtete Naturen, beſonders für unſere Frauenwelt, gründlicher Erwägung wert ſind! Wilhelm Meiſters Lehrjahre aber ſetzen ein weit reiferes litterariſches Verſtändnis und Intereſſe voraus, als die Bekenntniſſe, welche man vielen in die Hände legen kann, die dieſen Goetheſchen Roman nicht richtig zu würdigen im ſtande ſind und deshalb

Digitized by Google

selten bis zum sechsten Buche vordringen, das ihnen wohl faßlicher wäre. Wir hoffen besonders, daß manche deutsche Jungfrau die Aufzeichnungen einer der edelsten ihres Geschlechtes gern lesen wird, nachdem sie hier in neuem Rahmen geboten werden.

Andrerseits wird für reifere Leser das Büchlein wohl ein Anlaß werden, auch Wilhelm Meisters Lehrjahre selbst zur Hand zu nehmen; und in diesem Sinne wird, was manchen warmen Verehrern Goethes im ersten Augenblick fast pietätlos erscheinen möchte, doch dazu dienen, das Interesse für den großen Dichter zu fördern, der mit Susanna v. Klettenberg in seiner Jugend so innig verbunden war und bis an sein Ende ihr Andenken stets hochgehalten hat.

Frankfurt am Main, im Oktober 1895.

Dr. **H. Dechent,** Pfarrer.

Digitized by Google

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . v

I. Der Text der Bekenntniſſe einer ſchönen Seele (nach der von Prof. Düntzer beſorgten Ausgabe von Hempel in Berlin) . . 1

II. Das Lebensbild . . . . . 69

1. Die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele eine Selbſtbiographie . 69
2. Der Lebensmorgen . . . . . 79
3. Im Brautſtande . . . . . 86
4. In der Schule des Halliſchen Pietismus . . . . . 96
5. Der Chriſt in der Freundſchaft . . . . . 105
6. Die Entſcheidungsſtunde . . . . . 118
7. Die Herrnhuter Schweſter auf eigene Hand . . . . . 126
8. Durch Freud' und Leid . . . . . 137
9. Die ſchöne Seele als Schutzgeiſt . . . . . 153
10. Stille Tagesneige . . . . . 166
11. Lavater und Cordata . . . . . 183
12. Seliger Heimgang . . . . . 201
13. Charakterbild der ſchönen Seele . . . . . 206
14. Chronologiſches . . . . . 216

III. Anmerkungen zum Lebensbilde . . . . . 218


Anmerkung: Der Text der „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele" entſpricht der von Prof. Düntzer beſorgten Ausgabe von Wilhelm Meiſter (Hempel, Berlin), allerdings mit Berückſichtigung der neueren Orthographie, die auch ſonſt in dieſem Buche angewandt iſt.

Digitized by Google

# Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz, und in dem Augenblicke war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtnis. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehen mir noch vor Augen, als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hilfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß verſagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die bibliſchen Geſchichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenſtänden der Natur. Er beſaß ein artiges Kabinet. Davon brachte er gelegentlich

eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insekten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Tiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen. Und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmärchen. Alles ward angenommen, und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder diktierte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arznei, ohne zu fragen: „Wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? Wie sehen sie aus? Wie heißen sie?“ Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldenen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wiederhergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiderten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Märchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte? Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war; aber in diesem artigen Tiere stak ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin

durch ſeine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne beſeſſen!

Nun wollte ſich aber keines finden, und da alles neben mir ſo ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen ſo köſtlichen Beſitz faſt vergehen. Unterdeſſen tröſtete ich mich, indem ich ſolche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beſchrieben wurden. Unter allen war mir der chriſtliche Deutſche Herkules der liebſte; die andächtige Liebesgeſchichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete ſeiner Valiska irgendetwas, und es begegneten ihr grauſame Dinge, ſo betete er erſt, ehe er ihr zu Hilfe eilte, und die Gebete ſtanden ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unſichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weiſe fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein- für allemal ſollte Gott auch mein Vertrauter ſein. Als ich weiter heranwuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durcheinander; aber die römiſche Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der erſten Chriſten, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteſte Intereſſe.

Nun fing die Mutter an, über das ſtete Leſen zu ſchmählen; der Vater nahm ihr zuliebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab ſie mir den andern wieder. Sie war klug genug, zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel ebenſo fleißig geleſen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Anteil. Dabei war meine Mutter immer ſorgfältig, daß keine verführeriſchen Bücher in meine Hände kämen, und ich ſelbſt würde jede ſchändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zuſammen und brachte bei meiner Wißbegierde und Kombinations-

gabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, so hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müssen.

Meiner Mutter und dieser Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu sehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuschneiden, war für mich ein Fest. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude seinen mißratenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Französisch, Tanzen und Zeichnen und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war stolz darauf, besser als meinesgleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen; aber nie fiel es mir ein, zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele auch so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne widerglänzen könnte; das hätte ich ein- für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackerer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterrichte sättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Übung.

Tanzen war anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich, und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unseres Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Übung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten ſich zwei Söhne des Hofmarſchalls aus: der jüngſte ſo alt wie ich, der andere zwei Jahre älter, Kinder von einer ſolchen Schönheit, daß ſie nach dem allgemeinen Geſtändnis alles übertrafen, was man je von ſchönen Kindern geſehen hatte. Auch ich hatte ſie kaum erblickt, ſo ſah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblick tanzte ich mit Aufmerkſamkeit und wünſchte ſchön zu tanzen. Wie es kam, daß auch dieſe Knaben unter allen anderen mich vorzüglich bemerkten? — genug, in der erſten Stunde waren wir die beſten Freunde, und die kleine Luſtbarkeit ging noch nicht zu Ende, ſo hatten wir ſchon ausgemacht, wo wir uns nächſtens wiederſehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenſtrauß begleitet war, ſich nach meinem Befinden erkundigten.

So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwidert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unſere jungen Bekannten luden uns ſchon jederzeit zuſammen ein; wir aber waren ſchlau genug, die Sache dergeſtalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einſahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entſchieden; ſie gefielen mir beide, und wir ſtanden aufs beſte zuſammen. Auf einmal ward der Ältere ſehr krank; ich war ſelbſt ſchon oft ſehr krank geweſen und wußte den Leidenden durch Überſendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken ſchicklicher Leckerbiſſen zu erfreuen, daß ſeine Eltern die Aufmerkſamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohnes Gehör gaben und mich ſamt meinen Schweſtern, ſobald er nur das Bette verlaſſen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindiſch, und von dem Tage an war ich für ihn entſchieden. Er warnte mich gleich, vor ſeinem Bruder geheim zu ſein; allein das Feuer war nicht mehr

zu verbergen, und die Eifersucht des Jüngeren machte den Roman vollkommen. Er spielte uns tausend Streiche; mit Lust vernichtete er unsere Freude und vermehrte dadurch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schäfchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte und mich von der schwärmenden Freude zurückzog. Ich war einsam und gerührt, und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindisches in dem Vorgang war, so viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unserm französischen Sprachmeister mußten wir täglich, statt der sonst gewöhnlichen Übersetzung, Briefe von unserer eigenen Erfindung schreiben. Ich brachte meine Liebesgeschichte unter dem Namen „Phyllis und Damon" zu Markte. Der Alte sah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar sehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm, zu sagen: „Wie das artig, wie das natürlich ist! Aber die gute Phyllis mag sich in acht nehmen, es kann bald ernsthaft werden."

Mich verdroß, daß er die Sache nicht schon für ernsthaft hielt, und fragte ihn pikiert, was er unter ernsthaft verstehe? Er ließ sich nicht zweimal fragen und erklärte sich so deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da sich gleich darauf bei mir der Verdruß einstellte und ich ihm übelnahm, daß er solche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und sagte mit feuerroten Wangen: Aber, mein Herr, Phyllis ist ein ehrliches Mädchen!

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen und, indem wir französisch sprachen, mit dem „honnête" zu spielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle

Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bei anderen Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bei ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß, zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affekts ſei. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des Jüngeren hatten unſern Umgang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren ſie vergeſſen.

Phyllis wuchs nun ſchnell heran, war ganz geſund und fing an, die Welt zu ſehen. Der Erbprinz vermählte ſich und trat bald darauf nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle, und was ſich daran anſchließt, und ob uns gleich die Eltern ſo viel als möglich zurück hielten, ſo mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erſcheinen. Die Fremden ſtrömten herbei, in allen Häuſern war große Welt, an uns ſelbſt waren einige Kavaliere empfohlen und andere introduziert, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine beſcheidene und doch treffende Weiſe zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals recht, vielleicht hatte er unrecht, die Frauen unter allen Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte: „Weil die Gefahr ſo groß und das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, ſo will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.“

Die naive Antwort ſchien ihn zu freuen; er lobte meinen Vorſatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernſtlich gemeint; diesmal war es nur ein leeres Wort, denn die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloſchen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften; es waren deutſche Hofleute, und dieſe Klaſſe hatte damals nicht die mindeſte Kultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin, ich ſammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich, noch an Gott; aber ich ſeh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen ſchönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verſteckten es nicht, das ſchreckte mich zurück; ihr Geſpräch zierten ſie mit Zweideutigkeiten, das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen ſie; ihre Unart überſtieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu ſein.

Überdies hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meiſten dieſer leidigen Burſchen nicht allein die Tugend, ſondern auch die Geſundheit eines Mädchens in Gefahr ſei. Nun graute mir erſt vor ihnen, und ich war ſchon beſorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weiſe zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläſern und Taſſen wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgeſtanden war. Auf dieſe Weiſe war ich moraliſch und phyſiſch ſehr iſoliert, und alle die Artigkeiten, die ſie mir ſagten, nahm ich ſtolz für ſchuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die ſich damals bei uns aufhielten, zeichnete ſich ein junger Mann beſonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte ſich in der diplomatiſchen Laufbahn

guten Ruf erworben und hoffte bei den verſchiedenen Veränderungen, die an unſerem neuen Hofe vorgingen, vorteilhaft placiert zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und ſeine Kenntniſſe und ſein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geſchloſſene Geſellſchaft der würdigſten Männer. Mein Vater ſprach viel zu ſeinem Lobe, und ſeine ſchöne Geſtalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn ſein ganzes Weſen nicht eine Art von Selbſtgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn geſehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie geſprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er ſich auch befand, tanzten wir eine Menuet zuſammen; auch das ging ohne nähere Bekanntſchaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zuliebe, der für meine Geſundheit beſorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer und unterhielt mich mit älteren Freundinnen, die ſich zum Spiele geſetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgeſprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er ſich von einem Naſenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherlei zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Diskurs ſo intereſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärtlichkeit drein miſchte, daß wir nun beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den anderen darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſere Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern auf, und nun fing ich erſt wieder an, gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und politiſchen Fache, das er ganz überſah, ſehr ausgebreitete litterariſche Kenntniſſe, und ihm blieb nichts Neues, beſonders

was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und sendete mir manch angenehmes und nützliches Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständnis gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses litterarische Kommerz ein Geheimnis bleiben sollte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narciß auf irgendeine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affekt; vielmehr schien der Reiz meiner jüngsten Schwester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgültig zu lassen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigentümliche Redensarten er gern ins deutsche Gespräch mischte. Sie erwiderte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Fädchen gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und er empfindlich war, so wurden sie nicht selten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er sich gut zu halten, und so war er nach und nach ein Glind der Familie geworden.

Wer weiß, wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hätten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort oft Menschen, wo nicht vom rohsten, doch vom plattsten Schlage mit ein. Diesmal war Narciß auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt, hinzugehen; denn ich war doch gewiß, jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches auszustehen,

denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabei ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft etwas ins Ohr zu ſagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte ſich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, ſah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der andere, außer ſich von Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narciſſen beim Arm und führte ihn zur Thür hinaus, eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, und weil ich meinen Freund vor ſeinem tollen Gegner nicht ſicher glaubte, riegelte ich die Thüre ſogleich zu.

Wir hielten beide die Wunde nicht für ernſthaft, denn wir ſahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte ſich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hilfe zu ſchicken, konnte aber niemand anſichtig werden; denn alles war unten geblieben, den raſenden Menſchen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauſes heraufgeſprungen, und ihre Munterkeit ängſtigte mich nicht wenig, da ſie ſich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie faſt zu Tode lachen wollte. Ich bat ſie dringend, mir einen Wundarzt zu ſchaffen, und ſie, nach ihrer wilden Art, ſprang gleich die Treppe hinunter, ſelbſt einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand und ein Handtuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig, kein Wundarzt kam, der Verwundete erblaßte und ſchien in Ohnmacht zu ſinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beiſtehen

können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß totenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau, und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah, denn niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sei; alle meinten, ich habe ihn glücklich hinausgebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser, und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Überfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen, und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umher stand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nachhause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden, und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum erstenmal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehen, und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nachhause. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich, nachdem er geschlagen, den Degen gezogen und Narcissen von hinten ver-

wundet habe; der Hieb über die Hand war erſt geführt worden, als Narciß ſelbſt zum Degen griff. Ich war unbeſchreiblich alteriert und affiziert, oder wie ſoll ich es ausdrücken? Der Affekt, der im tiefſten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die Liebe zuerſt zu erzeugen und im ſtillen zu nähren, ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem früheſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe, und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweikampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill; denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Übrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weiteren Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſei äußerſt gerührt von meinem geleiſteten Beiſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir teilen ſollte; er habe ſich die Erlaubnis ausgebeten, ihn als Vater anſehen zu dürfen. Mama ſagte mir das alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt worden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. „Ja freilich“, antwortete ich mit angenommener Kälte und fühlte, der Himmel weiß was und wie viel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde

an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zuſammen, und beſtändig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt ſich von der Begebenheit. Man ſprach mit mir davon in einem beſondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, ſo ſehr ich ſie abzulehnen ſuchte, mir immer ſehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit geweſen war, ward nun Ernſt und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um ſo heftiger, je ſorgfältiger ich ſie vor allen Menſchen zu verbergen ſuchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erſchreckte mich, und die Möglichkeit einer näheren Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Eheſtandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch dieſe heftigen Erſchütterungen ward ich wieder an mich ſelbſt erinnert. Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die mir ſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf einmal weggeblaſen. Meine Seele fing wieder an, ſich zu regen; allein die ſehr unterbrochene Bekanntſchaft mit dem unſichtbaren Freunde war ſo leicht nicht wiederhergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen ſonſt ein großer Unterſchied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann ſtark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erſchien. Vor allen Dingen ließ er ſich mit verbundenem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei dieſem Beſuche! Die ganze Familie war gegenwärtig: es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Dankſagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen ſeiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu ſehr vermehrt ward. Nachdem er ſich völlig wieder

erholt, beſuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen leiſen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf dieſe Weiſe ward ich in ſteter Übung gehalten. Ich konnte mich keinem Menſchen vertrauen, und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienviſiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor anderen zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Mute. Ich hatte, was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit; wollte ſich Gott mein Andenken gefallen laſſen, ſo war es gut; wo nicht, ſo glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben. So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Geſtalt meiner Seele. Meine Geſinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch ſchon Anſtalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß beſuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zuhauſe war. Nun erſchien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz und, wenn er eine ehrenvolle, wohlbeſoldete Stelle erhielt, auch dereinſt meine Hand ſchenken wollte.

Man hatte ihn zwar in unſere Dienſte genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man ſich vor ſeinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn ſchnell emporgehoben hätte, und ließ ihn, weil er eigenes Vermögen hatte, bei einer kleinen Beſoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich

nahm mich daher zuſammen und verwies ihn an meinen Vater, an deſſen Einwilligung er nicht zu zweifeln ſchien und mit mir erſt auf der Stelle einig ſein wollte. Endlich ſagte ich Ja, indem ich die Beiſtimmung meiner Eltern zur notwendigen Bedingung machte. Er ſprach alsdann mit beiden förmlich; ſie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab ſich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avancieren werde. Schweſtern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimnis auf das Strengſte anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verſchiedenheit zwiſchen beiden zeigte ſich ſehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältnis keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beiden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterieen und Launen fallen gleich hinweg. Äußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgültig, und es iſt nichts natürlicher, als daß er auch ſolid denkt und lieber ſich eine Hausfrau als der Welt eine Putzdocke zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch. Hat ein ſolches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nötige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles

miſſen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt ſein kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter dieſen ſtillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeſte Gelegenheit zu Beſchwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es zu ſchätzen. Inzwiſchen entſpann ſich aus anſcheinenden Kleinigkeiten etwas, das unſerem Verhältniſſe nach und nach ſchädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittſamkeit waren wir ſehr verſchiedener Meinung. Ich wollte ſicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wiſſen dürfen. Er, an Näſchereien gewöhnt, fand dieſe Diät ſehr ſtreng; hier ſetzte es nun beſtändigen Widerſpruch; er lobte mein Verhalten und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben. Mir fiel das ernſthaft meines alten Sprachmeiſters wiedere in und zugleich das Hilfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir einen ſo lieben Bräutigam gegeben, und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt konzentrierte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: „Bewahre mich vor Verſuchung!“ Über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigener Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen tot, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas Neues anſchaffen, noch das Alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der andere, doch möchte ich lieber ſagen, einer ſo läſtig als der andere. Ich glaubte, meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit älteren Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſte Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen:

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich ſchien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt konnte weder ſchlafen noch träumen; ich fühlte und dachte und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widerſprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widerſprachen ſich nicht und waren doch unendlich verſchieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein Bild und war unausſprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der ſonſt alle meine Geheimniſſe wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er

gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zuſammenhang mit dem Unſichtbaren heißen kann, mit leichten und ſchweren Waffen beſtritten. Ich las die Bücher, weil ſie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin geſtanden hatte.

Über Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ging es auch nicht ohne Widerſpruch ab; er machte es wie alle Männer, ſpottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Über alle Gegenſtände, die Rechtsgelehrſamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu ſprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art beſtändig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre, daß ein Frauenzimmer ſein Wiſſen heimlicher halten müſſe, als der Calviniſt ſeinen Glauben im katholiſchen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weiſe vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als ſonſt zu zeigen pflegte, war er der erſte, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerſtehen konnte, von meinen Vorzügen zu ſprechen.

Ein berühmter und damals wegen ſeines Einfluſſes, ſeiner Talente und ſeines Geiſtes ſehr geſchätzter Weltmann fand an unſerem Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narziſſen beſonders aus und hatte ihn beſtändig um ſich. Sie ſtritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen ſchriftlichen Aufſatz. Ich ſchrieb ziemlich geläufig franzöſiſch; ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Korreſpondenz mit meinem Freunde war in dieſer Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus franzöſiſchen Büchern nehmen. Mein Aufſatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß ſchien ſich auf ſeine Geliebte ohne Rückhalt etwas zugute zu thun, und die Geſchichte endigte zu ſeiner großen Zufriedenheit mit einer geiſtreichen Epiſtel in franzöſiſchen Verſen, die ihm der Graf bei ſeiner Abreiſe zuſandte, worin ihres freund-

ſchaftlichen Streites gedacht war und mein Freund am Ende glücklich geprieſen wurde, daß er nach ſo manchen Zweifeln und Irrtümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin, was Tugend ſei, am ſicherſten erfahren würde. Dieſes Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch faſt jedermann gezeigt, und jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen, und ſo mußten alle Fremden, die er ſchätzte, in unſerem Hauſe bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt ſich wegen unſeres geſchickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in dieſem Hauſe war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daſelbſt ein. Man fand bei dieſen würdigen Perſonen eine angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz, und ſelbſt die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Geſellſchaft ſchienen in dieſem Hauſe nicht ſo leer wie anderwärts. Jedermann wußte, wie wir zuſammen ſtanden; man behandelte uns, wie es die Umſtände mit ſich brachten, und ließ das Hauptverhältnis unberührt. Ich erwähne dieſer einen Bekanntſchaft, weil ſie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war faſt ein Jahr unſerer Verbindung verſtrichen, und mit ihm war auch unſer Frühling dahin. Der Sommer kam, und alles wurde ernſthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Ämter erledigt, auf die Narziß Anſpruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem ſich mein ganzes Schickſal entſcheiden ſollte, und indes Narciß und alle Freunde ſich bei Hofe die möglichſte Mühe gaben, gewiſſe Eindrücke, die ihm ungünſtig waren, zu vertilgen und ihm den erwünſchten Platz zu verſchaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unſichtbaren Freunde. Ich ward ſo freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei geſtand ich meinen Wunſch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungeſtüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geſchehen ſollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringeren Konkurrenten

beſetzt. Ich erſchrak heftig über die Zeitung und eilte in mein Zimmer, das ich feſt hinter mir zumachte. Der erſte Schmerz löſte ſich in Thränen auf; der nächſte Gedanke war: „Es iſt aber doch nicht von ohngefähr geſchehen“, und ſogleich folgte die Entſchließung, es mir recht wohl gefallen zu laſſen, weil auch dieſes anſcheinende Übel zu meinem wahren Beſten gereichen würde. Nun drangen die ſanfteſten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zerteilten, herbei; ich fühlte, daß ſich mit dieſer Hilfe alles ausſtehen ließ. Ich ging heiter zu Tiſche, zum Erſtaunen meiner Hausgenoſſen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn tröſten. Auch in ſeiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn ſehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns ſtatthatte, vertraute er mir alles. Seine Negoziationen, in fremde Dienſte zu gehen, waren auch nicht glücklicher; alles fühlte ich tief um ſeinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen ſo wohl aufgenommen wurde.

Je ſanfter dieſe Erfahrungen waren, deſto öfter ſuchte ich ſie zu erneuern, und ich ſuchte den Troſt immer da, wo ich ihn ſo oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie einem, der ſich an der Sonne wärmen will und dem etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. „Was iſt das?“ fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach und bemerkte deutlich, daß alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing: wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt; ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: was verhindert dieſe Richtung? Hier war ich in einem weiten Felde und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beinah das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht geſtehen und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele

durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo alles gleichgültig oder toll iſt? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſein laſſen und hätte auf Geratewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah; allein ich durfte nicht, mein Inneres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hineingeſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir ſo angelegenen Sache drängten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen; denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für ſchädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geſchmack, ſondern bloß um ſeinetwillen that, ſo wurde mir alles entſetzlich ſchwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darſtellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerſtreuten und meinen innern Frieden ſtörten, ſo zu verrichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unſichtbaren Weſens offen bliebe, und wie ſchmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf dieſe Weiſe nicht beigelegt werden könne. Denn ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß

bei der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer bloß hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das ſein, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zweiundzwanzigſten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil ſie mir nicht unſchuldig waren, weil ich nicht, wie andere meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungeſucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bei Luſtbarkeiten ſucht, und daß in dieſen höheren Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur zur Stärkung im Unglück aufbewahrt ſei.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch notwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit größer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja, Meiſter über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber ſchon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtſein entſchieden. Wenn auch etwas in mir war, das ſich nach den ſinnlichen Freuden hinſehnte, ſo konnte ich ſie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch ſo ſehr liebt, dem wird alle Luſt zum Trinken vergehen, wenn er ſich bei vollen Fäſſern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu erſticken drohte. Reine Luft iſt mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich von Anfang an wenig Überlegung bei mir gekoſtet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narciſſens Gunſt

zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tauſendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung auch ſcharfe Blicke auf das Band warf, daß mich an ihn feſthielt, entdeckte ich, daß es nur ſchwach war, daß es ſich zerreißen laſſe. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke ſei, die mich in den luftleeren Raum ſperrte; nur noch ſo viel Kraft, ſie entzwei zu ſchlagen, und Du biſt gerettet!

Gedacht, gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's ums Herz war. Narciſſen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Waſſer geſtanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher ſteigen, als die Atmoſphäre warm war.

Unglücklicherweiſe erkältete ſie ſich ſehr. Narciß fing an, ſich zurückzuziehen und fremd zu thun; das ſtand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, ſo wie er ſich zurückzog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte ſich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit ſei, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu teilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Überzeugung abhängen müſſe, daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eigenes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſobald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſei, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beiſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgendeine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtrieren laſſen.

Da ich mich ſo lange im ſtillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich

machte meinem Herzen Luft und fühlte den ganzen Wert meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Reſpekt ſchuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen, nur waren ſie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Not hatte ſie gedrängt und den Mut, ihre Überzeugung durchzuſetzen, erhöht. Sie freute ſich, durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweite war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren. Ich war endlich genötigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die einzige, die dieſe Begebenheit von nahem anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüt und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach wenig, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig und als ſeine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputieren. Aber bald veränderten ſich dieſe Scenen; ich mußte an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande, brach ich in die affektvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſei, daß ich recht handle; daß ich bereit ſei, dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja, wenn es nötig wäre, mit Hab und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einſichten handeln wolle. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich dieſer befand. Die Sache machte Aufſehen bei Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das Publikum heftigen Anteil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüter einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne das würden mir bei meiner inneren Verfaſſung alle ſolche vorübergehende Meinungen ſo gut als gar nicht geweſen ſein.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichſam auf das neue und viel geſetzter als vorher. Wollte er meine Überzeugung nicht ſtören, ſo war ich die Seine; ohne dieſe Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeſchlagen. Mehrere Monate lang trug ich dieſe Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringeren Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut deuchte, ſo drang ich gegenwärtig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und, wie mir ſchien, abgeſchmackte Antwort, in einem weitläufigen Stil und unbedeutenden Phraſen; daß er ohne beſſere Stelle ſich nicht einrichten und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lang fortgeſetzter fruchtloſer Umgang könne meiner Renommee ſchaden; ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung zu halten; ſobald er im ſtande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſein.

Ich antwortete ihm auf der Stelle, da die Sache aller Welt bekannt ſei, möge es zu ſpät ſein, meine Renommee zu menagieren, und für dieſe wären mir mein Gewiſſen und meine Unſchuld die ſicherſten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit ſein Wort ohne Bedenken zurück und wünſchte, daß er dabei ſein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im weſentlichen mit der erſten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich ſein Glück mit ihm teilen wollte.

Man hieß das nun ſo viel als nichts geſagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache ſei abgethan, und ſie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das erwünſchteſte befördert wurde, ließ er mir ſeine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Geſinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich und eilte mit Herz und Sinn von dieſer Geſchichte weg, wie man ſich aus dem Schauſpielhauſe heraus ſehnt, wenn der Vorhang gefallen iſt. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun ſehr leicht war, eine reiche und anſehnliche Partie gefunden hatte und ich ihn nach ſeiner Art glücklich wußte, ſo war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, anſehnliche Heiratsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausſchlug, ſo ſehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünſcht hätten.

Nun ſchien mir nach einem ſtürmiſchen März und April das ſchönſte Maiwetter beſchert zu ſein. Ich genoß bei einer guten Geſundheit eine unbeſchreibliche Gemütsruhe; ich mochte mich umſehen, wie ich wollte, ſo hatte ich bei meinem Verluſte noch gewonnen. Jung und voll Empfindung, wie ich war, deuchte mir die Schöpfung tauſendmal ſchöner als vorher, da ich Geſellſchaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem

ſchönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht ſchämte, ſo hatte ich Herz, meine Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las und fand Menſchen genug, die mich unterſtützten; ſtatt der großen Welt, die ich verlaſſen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete ſich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum geſellſchaftlichen Leben, und ich leugne nicht, daß mir, als ich meine älteren Bekanntſchaften aufgab, vor der Einſamkeit grauete. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu ſehr entſchädigt. Meine Bekanntſchaften wurden erſt recht weitläufig, nicht nur mit Einheimiſchen, deren Geſinnungen mit den meinigen übereinſtimmten, ſondern auch mit Fremden. Meine Geſchichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menſchen neugierig, das Mädchen zu ſehen, die Gott mehr ſchätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewiſſe religiöſe Stimmung in Deutſchland bemerkbar. In mehreren fürſtlichen und gräflichen Häuſern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerkſamkeiten hegten, und in den geringern Ständen war durchaus dieſe Geſinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an ſich. Sie hatte ſich indeſſen verſtärkt, indem ſich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Dieſe ſchätzbaren Perſonen ſuchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtſchaft, und ich lernte in dieſem Hauſe einen großen Teil der Fürſten, Grafen und Herren des Reiches kennen. Meine Geſinnungen waren niemanden ein Geheimnis, und man mochte ſie ehren oder auch nur ſchonen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeigehen beſucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deshalb verlaſſen, weil nicht

alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Charakter ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte dieſer dabei einen gewiſſen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geſchäften nachzugeben und etwas gegen ſeine Überzeugung, nicht zu thun, aber geſchehen zu laſſen und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für ſich oder vertraulich mit ſeiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles jünger, und ſeine Selbſtändigkeit ward durch ſeine äußeren Umſtände nicht wenig beſtätigt. Er hatte eine ſehr reiche Mutter gehabt und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuſchuſſes, anſtatt daß mein Vater bei ſeinem mäßigen Vermögen durch Beſoldung an den Dienſt feſt geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er ſchien von der Zeit an alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie ſagte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht wieder heiraten werde, und daß wir Kinder uns ſchon als Erben ſeines großen Vermögens anſehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach dieſen Hoffnungen nicht wenig geſtimmt. Bei der Feſtigkeit ſeines Charakters hatte er ſich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widerſprechen, vielmehr die Meinung eines jeden freundlich anzuhören und die Art, wie ſich jeder eine Sache dachte, noch ſelbſt durch Argumente und Beiſpiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte ſtets mit ihm einerlei Meinung zu ſein; denn er hatte einen überwiegenden Verſtand und konnte ſich in alle Vorſtellungsarten verſetzen. Mit mir ging es ihm nicht ſo glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und ſo ſchonend, teilnehmend und verſtändig er

mit mir über meine Geſinnungen ſprach, ſo war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte ſich doch der Endzweck ſeines ungewöhnlichen Aufenthaltes bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, ſich unter uns die jüngſte Schweſter auserſehen, um ſie nach ſeinem Sinne zu verheiraten und glücklich zu machen; und gewiß, ſie konnte nach ihren körperlichen und geiſtigen Gaben, beſonders wenn ſich ein anſehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die erſten Partieen Anſpruch machen. Seine Geſinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimiſch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verſchaffte, wovon ich ſehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schweſter war mit ſeiner Fürſorge nicht ſo zufrieden und nicht ſo dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die ſie bisher ſehr weislich verborgen hatte; denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen ſollen, widerraten würde. Ich that mein möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich, und die Ausſicht für meine Schweſter, bei ihrem Weltſinne, zu reizend, als daß ſie nicht eine Neigung, die ihr Verſtand ſelbſt mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben ſollen.

Da ſie nun den ſanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, ſo war der Grund zu ſeinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er ſie einer Freundin, die als Oberhofmeiſterin in großem Anſehn ſtand, zur Aufſicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete ſie zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, ſehr zufrieden ſein, und manchmal mußte ich über die Perſon, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt ſpielte, heimlich lächeln.

In früheren Zeiten würde ein ſolches Verhältnis mich ſehr verwirrt, ja, mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei allem, was mich umgab, ſehr gelaſſen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden friſieren, putzte mich und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältniſſe dieſe Galalivree anzuziehen ſchuldig ſei. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hätte. Wenn ich wieder nachhauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen, die ich ſah; und als Muſter aller menſchlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens lernte ich einige Frauen, beſonders die Oberhofmeiſterin kennen, unter der meine Schweſter ſich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht ſo glückliche körperliche Folgen von dieſer Reiſe. Bei der größten Enthaltſamkeit und der genaueſten Diät war ich doch nicht, wie ſonſt, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufſtehen und Schlafengehen, Ankleiden und Ausfahren hing nicht, wie zuhauſe, von meinem Willen und meinen Empfindungen ab. Im Laufe des geſelligen Kreiſes darf man nicht ſtocken, ohne unhöflich zu ſein, und alles, was nötig war, leiſtete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorübergehen würde, und weil ich mich geſunder als jemals fühlte. Dem ohngeachtet mußte dieſes fremde unruhige Leben auf mich ſtärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zuhauſe angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, ſo überfiel mich ein Blutſturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und ſchnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lektion aufzuſagen. Ich that es freudig. Nichts feſſelte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und ſo war ich in dem heiterſten und ruhigſten Zuſtande, und

ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszuſtehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beſchwerde überfallen wurde, die ſie noch fünf Jahre trug, ehe ſie die Schuld der Natur bezahlte. In dieſer Zeit gab es manche Übung. Oft, wenn ihr die Bangigkeit zu ſtark wurde, ließ ſie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigſtens durch unſere Gegenwart zerſtreut, wo nicht gebeſſert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfſchmerzen, die aber aufs längſte nur ſechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden ſie bleibend, und wenn ſie auf einen hohen Grad ſtiegen, ſo zerriß der Jammer mir das Herz. Bei dieſen Stürmen fühlte im meine körperliche Schwäche am meiſten, weil ſie mich hinderte, meine heiligſten, liebſten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerſt beſchwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeſchlagen, Wahrheit oder Phantaſie ſei, ob ich vielleicht nur nach anderen gedacht, oder ob der Gegenſtand meines Glaubens eine Realität habe; und zu meiner größten Unterſtützung fand ich immer das letzte. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott. den Umgang mit den beloved ones hatte ich geſucht und gefunden, und das war, was mir alles erleichterte. Wie der Wanderer in den Schatten, ſo eilte meine Seele nach dieſem Schutzort, wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neueren Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieſelbe zu haben ſcheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beiſpiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrſcheinlich weil ſie ſich Brief und Siegel wünſchten, um ihren Gegnern recht diplomatiſch und juriſtiſch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl ſein, und wie wenig echte Erfahrungen mögen ſie ſelbſt gemacht haben!

Ich darf ſagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Not Gott geſucht habe. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen ſo gewiß als das Atemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſei. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eigenen Selbſts, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſein? Mir war es Ernſt mit meiner Seligkeit. Beſcheiden vertraute ich fremdem Anſehen; ich ergab mich völlig dem Halliſchen Bekehrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Wege hineinpaſſen.

Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Not bald mehr, bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht, vor der Hölle angekommen; ja die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne

Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſchon ſo unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Buſen Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtocken und ſich und anderen das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuſchließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich — wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern!

Dieſe Gemütsbeſchaffenheit blieb mir einen Tag wie den andern zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieſer Gelegenheit meine heitere Gemütsverfaſſung frommen, aber ganz ſchulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein- für allemal nicht möglich war! Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und bewahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeräumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieſer war ich genötigt mich loszumachen, und einſt

ſagte ich ihr ganz entſchieden, ſie ſolle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rat nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt, und ich glaube, ſie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rate und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Mut gewann. Ohne den Beiſtand meines treuen, unſichtbaren Führers hätte es mir übel geraten können, und noch muß ich über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, aus dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie den Kranken, die keine Arzenei haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größeren Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vorteil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetiſche Vorſicht aus-

geübt. Ich hielt mich nicht für schlimm und fand meinen Zustand wünschenswert. Ohne sonderbare Umstände und Verhältnisse wäre ich auf dieser Stufe stehen geblieben, und ich kam nur auf einem sonderbaren Wege weiter. Gegen den Rat aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältnis an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs stutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unsichtbaren Führer, und da dieser es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geist, Herz und Talenten hatte sich in der Nachbarschaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und seine Familie. Wir stimmten in unseren Sitten, Hausverfassungen und Gewohnheiten sehr überein und konnten uns daher bald aneinander schließen.

Philo, so will ich ihn nennen, war schon in gewissen Jahren und meinem Vater, dessen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewissen Geschäften von der größten Beihilfe. Er ward bald der innige Freund unseres Hauses, und da er, wie er sagte, an mir eine Person fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt, und nicht das Trockene und Ängstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich doch gerne davon und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig und hatten dabei von mehr als einer Seite recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille; denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte dies-

mal meine Überzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, ſo ging ich meinen Pfad getroſt fort.

Philo hatte im ganzen eine entfernte Ähnlichkeit mit Narciſſen; nur hatte eine fromme Erziehung ſein Gefühl mehr zuſammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geſchäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, ſo war dieſer klar, ſcharf, ſchnell und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innerſten Verhältniſſe faſt aller der vornehmen Perſonen, deren Äußeres ich in der Geſellſchaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von weitem zuzuſehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen; er vertraute mir nach und nach ſeine äußeren und inneren Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich ſah gewiſſe Umſtände und Verwickelungen voraus, und das Übel kam ſchneller, als ich vermutet hatte; denn er hatte mit gewiſſen Bekenntniſſen immer zurückgehalten, und auch zuletzt entdeckte er mir nur ſo viel, daß ich das Schlimmſte vermuten konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich ſah mit unbeſchreiblicher Wehmut einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch ſchuldig war und es nun mit ſchweren rückſtändigen Zinſen abzahlte; und dieſer Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Teilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beide in dem ſonderbarſten Zuſtande.

Nachdem ich mich lange mit ſeiner Gemütsverfaſſung beſchäftigt hatte, wendete ſich meine Betrachtung auf mich ſelbſt. Der Gedanke: „Du biſt nicht beſſer als er“, ſtieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete ſich nach und nach aus und verfinſterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß: „Du biſt nicht beſſer als er;“

ich fühlte es, und fühlte ſo, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte; und es war kein ſchneller Übergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unſichtbare Hand nicht umſchränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens, und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können; die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiſeſte gewahr werden können, ſo war mir jetzt die Möglichkeit derſelben in der Ahnung aufs ſchrecklichſte deutlich geworden; und doch kannte ich das Übel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich ſchuldig ſein könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine ſolche Geiſtesbeſchaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, ſich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchſten Weſen, die ich nach dem Tode hoffte, ſchicken könne, ſo wenig fürchtete ich, in eine ſolche Trennung zu geraten. Bei allem Böſen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb und haßte, was ich fühlte; ja, ich wünſchte es noch ernſtlicher zu haſſen, und mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit und dieſer Anlage zur Krankheit erlöſt zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt ſeine Hilfe nicht verſagen würde.

Die einzige Frage war: „Was heilt dieſen Schaden? Tugendübungen?“ An die konnte ich nicht einmal denken. Denn zehn Jahre hatte ich ſchon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten ſie nicht auch, wie bei David, losbrechen können, als er Bathſeba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innerſten überzeugt, daß Gott mein Freund ſei? Sollte es alſo wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menſchheit ſein? Müſſen wir uns nun gefallen laſſen, daß wir irgend einmal die Herrſchaft unſerer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem beſten

Willen nichts anderes übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabſcheuen und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Troſt ſchöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch ſie unſere Neigung meiſtern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der ſie unſere Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unſichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich ſchon einen viel entſchiedeneren Wert.

Indem ich einſt die Lieder ſtudierte, welche David nach jener häßlichen Kataſtrophe gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entſündigt ſein wollte und daß er auf das dringendſte um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: „Was heißt das? Wie ſoll das zugehen?“ arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Wortes, durch das alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſei. Daß der Uranfängliche ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältnis von Stufe zu Stufe, von der Empfängnis und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen ſei, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſein — das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O, warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen? Wo iſt vor Ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht.

Und eben darum iſt Er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Teil an Ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat teilnehmen? „Durch den Glauben“, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glaube? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr zu halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemütes ſein.

„Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben“, flehte ich einſt in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein bethräntes Geſicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man ſein muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja, wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unſere Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermutlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuten. So nahte meine Seele dem Menſchgewordenen und am Kreuz Geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glaube war.

„Das iſt Glaube!“ ſagte ich und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit, ſich aufzuſchwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war. Bei dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormalt.

Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir

dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden, ich hatte ihn niemals feſthalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das andere mal etwas davon empfunden hat. Ohne Zweifel iſt er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

Mit dieſer mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher ſehr zufrieden geweſen, und wäre mir nicht durch ſonderbare Schickung ſeit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir ſelbſt außer allen Kredit gekommen, ſo wäre ich vielleicht mit jenem Zuſtande immer zufrieden geblieben. Nun hatte ich aber ſeit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohte, aufſchwingen, wie ein Vogel ſingend über den ſchnellſten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängſtlich bellend ſtehen bleibt.

Meine Freude war unbeſchreiblich; und ob ich gleich niemandem etwas davon entdeckte, ſo merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Urſache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geſchwiegen und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinem Geheimniſſe hervorzutreten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe notwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten. Und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich; denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſere Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern

und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Beſſeres hat, iſt doch dieſe Übung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſerer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Kollegen waren mir wert, und ich wußte die goldenen Äpfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte herauszufinden. Den öffentlichen Übungen wurden alle mögliche Privaterbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpektierte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber, ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfnis zu fühlen.

Philos Eltern hatten mit der Herrnhutiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein pſychologiſches

Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; so ließ ich auch das Ebersdorfer Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußeren Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ohngefähr das gedachte Geſangbuch und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verschen ins Gedächtnis zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblicke, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ohngefähr drei Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo alles zu entdecken und ihn um die Mitteilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ohnerachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abriet.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzählung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er äußerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich und glaubte, auch bei ihm ſei eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er verſorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüſſige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortſchritte in der Zinzendorfiſchen Art, zu denken und zu ſprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weiſe des Grafen nicht auch gegenwärtig zu ſchätzen wiſſe; ich laſſe ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er iſt kein leerer

Phantaſt; er ſpricht von großen Wahrheiten meiſt mit einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geſchmäht haben, wußten ſeine Eigenſchaften weder zu ſchätzen, noch zu unterſcheiden. Ich gewann ihn unbeſchreiblich lieb. Wäre ich mein eigener Herr geweſen, ſo hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlaſſen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verſtanden, und ſchwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank ſei meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfaſſung ſo eingeſchränkt hielt! Es war ſchon eine große Reiſe, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und ſchwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergötzungsſtunden war die edle Phantaſie mein Zeitvertreib. Der einzige Menſch, den ich ſah, war Philo, den mein Vater ſehr liebte, deſſen offenes Verhältnis zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Verſuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, ſo vermied er dieſe Materie um ſo leichter, als er durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe immer neue Gegenſtände des Geſpräches herbeizuführen wußte.

Ich war alſo eine Herrnhutiſche Schweſter auf meine eigene Hand und hatte dieſe neue Wendung meines Gemütes und meiner Neigungen beſonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu ſchätzen ſehr Urſache hatte, und deſſen große Verdienſte auch gegenwärtig durch ſeine äußerſte Abneigung gegen die Herrnhutiſche Gemeinde in meinen Augen nicht geſchmälert wurden. Leider ſollte dieſer würdige Mann an mir und andern viele Betrübnis erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Kavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen und war mit ihm als einem, der Gott ernſtlich ſuchte, in einem ununterbrochenen Briefwechſel geblieben. Wie ſchmerzhaft war es daher für ſeinen geiſtlichen Führer, als dieſer Kavalier ſich in der Folge mit der Herrnhutiſchen Gemeinde einließ und ſich lange unter

den Brüdern aufhielt! wie angenehm dagegen, als ſein Freund ſich mit den Brüdern wieder entzweite, in ſeiner Nähe zu wohnen ſich entſchloß und ſich ſeiner Leitung aufs neue völlig zu überlaſſen ſchien!

Nun wurde der Neuangekommene gleichſam im Triumph allen beſonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgeſtellt. Nur in unſer Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu ſehen pflegte. Der Kavalier fand große Approbation; er hatte das Geſittete des Hofes und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel ſchöne natürliche Eigenſchaften und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber ſich ſein geiſtlicher Gönner äußerſt freute. Leider war jener nur über äußere Umſtände mit der Gemeinde brouilliert und im Herzen noch ganz Herrnhuter. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchſt angemeſſen. Er war an jene Vorſtellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er ſich nunmehr vor ſeinem alten Freunde ſorgfältig verbergen mußte, ſo war es ihm deſto notwendiger, ſobald er ein Häufchen vertrauter Perſonen um ſich erblickte, mit ſeinen Verschen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt. Einſt beſuchte ich in einer freien Stunde eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an und merkte bald, daß ich ſie in einer Unterredung geſtört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber, zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige Herrnhutiſche Bilder in zierlichen Rahmen. Ich faßte geſchwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hauſe geweſen, vorgegangen ſein mochte, und bewillkommte dieſe neue Erſcheinung mit einigen angemeſſenen Verſen. Man denke ſich das Erſtaunen meiner Freundinnen! Wir erklärten uns und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich ſuchte nun öfter Gelegenheit, auszugehen (leider fand ich ſie nur alle drei bis vier Wochen), ward mit dem adeligen Apoſtel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich beſuchte, wenn ich konnte, ihre Verſammlungen, und bei meinem geſelligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzuteilen, was ich bisher nur in und mit mir ſelbſt ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht ſo eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie ſie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich ſymboliſche Sprache, gefördert waren. Dem ohngeachtet ging ich mit ihnen fort und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Unterſuchung und Herzensprüfung berufen ſei, war ich doch auch durch manche unſchuldige Übung zum Beſſeren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Teil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei ſo zarten Gegenſtänden eher durch Worte verſteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit ſtiller Verträglichkeit einen jeden nach ſeiner Art gewähren.

Auf dieſe ruhigen Zeiten des heimlichen geſellſchaftlichen Genuſſes folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten und, ich möchte beinahe ſagen, manchen Skandal verurſachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unſer Oberhofprediger, dieſer große Widerſacher der herrnhutiſchen Gemeinde, zu ſeiner geſegneten Demütigung entdecken ſollte, daß ſeine beſten und ſonſt anhänglichſten Zuhörer ſich ſämtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerſt gekränkt, vergaß im erſten Augenblicke alle Mäßigung und konnte in der Folge ſich nicht, ſelbſt wenn er gewollt hätte, zurückziehen. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweiſe nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der ſo ſehr verhaßten Zuſammenkünfte war und unſer eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht ent-

behren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit ſtiller Zufriedenheit; denn mich von ſolchen Empfindungen und Gegenſtänden ſelbſt mit wohlwollenden Menſchen zu unterhalten, war mir ſchon verdrießlich, wenn ſie den tiefſten Sinn nicht faſſen konnten und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widerſachern zu ſtreiten, worüber man ſich kaum mit Freunden verſtand, ſchien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menſchen, die in dieſem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen und, um eine äußere Form zu verteidigen, ihr beſtes Innerſtes beinah zerſtörten.

So ſehr auch der würdige Mann in dieſem Falle unrecht haben mochte und ſo ſehr man mich auch gegen ihn aufzubringen ſuchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung verſagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in ſeine Art, dieſe Sachen anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte niemals einen Menſchen ohne Schwäche geſehen; nur iſt ſie auffallender bei vorzüglichen Menſchen. Wir wünſchen und wollen nun ein für allemal, daß die, die ſo ſehr privilegiert ſind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen ſollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann und hoffte, den Einfluß meiner ſtillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer und nahm ihn zu ſich. Bei ſeiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm geſtritten hatten. Seine Rechtſchaffenheit, ſeine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um dieſe Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch dieſe Streitigkeiten gewiſſermaßen in einem anderen Lichte erſchienen war. Der Oheim hatte ſeine Pläne auf meine Schweſter in der Stille durchgeführt. Er ſtellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor und zeigte ſich in einer reichlichen Ausſteuer,

wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schweſter war frei und vorbereitet und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet; Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiſte.

Zum erſtenmal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geſchmack, von ſeinem italieniſchen Baumeiſter, von ſeinen Sammlungen und ſeiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich ſchon geſehen hatte, und machte mir ein ſehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernſten und harmoniſchen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand und der ſich in jedem Saal und Zimmer verſtärkte! Hatte Pracht und Zierat mich ſonſt nur zerſtreut, ſo fühlte ich mich hier geſammelt und auf mich ſelbſt zurückgeführt. Auch in allen Anſtalten zu Feierlichkeiten und Feſten erregten Pracht und Würde ein ſtilles Gefallen, und es war mir ebenſo unbegreiflich, daß ein Menſch das alles hätte erfinden und anordnen können, als daß mehrere ſich vereinigen könnten, um in einem ſo großen Sinne zuſammenzuwirken. Und bei dem allen ſchienen der Wirt und die Seinigen ſo natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Zeremoniell zu bemerken.

Die Trauung ſelbſt ward unvermutet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vokalmuſik überraſchte uns, und der Geiſtliche wußte dieſer Zeremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich ſtand neben Philo, und ſtatt mir Glück zu wünſchen, ſagte er mit einem tiefen Seufzer: „Als ich die Schweſter ſah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit ſiedheißem Waſſer begoſſen hätte.“ „Warum?“ fragte ich. „Es iſt mir allezeit ſo, wenn ich eine Kopulation anſehe“, verſetzte er. Ich lachte über ihn und habe nachher oft genug an ſeine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Geſellſchaft, worunter viel junge Leute

waren, schien noch einmal so glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrat, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen; und wenn mir sonst die Baumeister mit den Konditoren aus einer Schule entsprungen zu sein schienen, so war hier Konditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistreiche und verständige Wirt für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das mannigfaltigste gesorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die, sich selbst überlassen, zu den allgemeinsten und schalsten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die schlechten Subjekte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranstaltet. Er hatte zwei bis drei Marschälle, wenn ich sie so nennen darf, bestellt. Der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu sorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von seiner Erfindung und standen unter seiner Direktion; und da junge Leute gern im Freien leben und die Einflüsse der Luft nicht scheuen, so war ihnen der Garten und der große Gartensaal übergeben, an den zu diesem Endzwecke noch einige Gallerieen und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward. Wie selten ist eine Fete, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen! Jagd- und Spielparticen, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die älteren Personen bereitet, und derjenige, der am frühesten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm einquartiert.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu sein; und doch, wenn man es

bei nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntnis desſelben und ohne den Geiſt des Wirtes wohl ſchwerlich ſo viele Leute darin beherbergt und jeden nach ſeiner Art bewirtet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von einer Seite gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höheren, obgleich auch nur ſinnlichen Kultur entgegen ſpricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber teils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt und trachtete nur, das Eine, was not iſt, erſt recht ins reine zu bringen, teils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſtenmal durch etwas Äußerliches auf mich ſelbſt zurückgeführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in ſein Teil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu

ſein glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Überzeugung das Rechte und Beſte war.

„Wenn wir uns“, ſagte er einmal, „als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Kreatur angenommen und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen; und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advokat des böſen Geiſtes, nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können.“

Ich lächelte und verſetzte: „Beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen.“

„Ich werde“, ſagte er darauf, „auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons, fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt. Alles außer uns iſt nur Element, ja, ich darf wohl ſagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſein ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die

andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Teil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indes wir anderen wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daß er mit mir ohne Kondeſzendenz (wie mit ſich ſelbſt) ſprach. „Glauben Sie nicht“, ſagte der Oheim zu mir, „daß ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiß, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; inwiefern ſein Zweck groß oder klein ſei, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Teil des Unheils und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſteht bloß, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen und, wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf loszuarbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Turm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterſchlüge. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchſtes Bedürfnis war, mit ihrer innern ſittlichen Natur ins reine zu kommen, anſtatt der großen und kühnen Aufopferungen, ſich zwiſchen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl, nur ſo hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerſpruch mit Sich ſelbſt, niemals einen zufriedenen Augenblick genoſſen haben.

„Sie brauchen“, verſetzte ich hier, „das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höheren Abſicht, gleichſam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns ſchon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf

für die Geſundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde."

„Was es auch ſei", verſetzte er, „der Verſtand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem anderen wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge nach meiner Meinung das Verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Ware und das Geld nicht zugleich haben; und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Ware gelüſtet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als der, der den Kauf reut, wenn er die Ware in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deshalb zu tadeln; denn ſie ſind eigentlich nicht ſchuld, ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden und in der ſie ſich nicht zu regieren wiſſen. So werden Sie zum Beiſpiel im Durchſchnitt weniger üble Wirte auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage geboren; einfache, nahe, beſtimmte Zwecke vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſobald er aber ins Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch, was er ſoll, und es iſt ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenſtände zerſtreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derſelben außer ſich geſetzt werde. Es iſt immer ſein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu ſtreben, mit dem er ſich durch eine regelmäßige Selbſtthätigkeit nicht verbinden kann."

„Fürwahr", fuhr er fort, „ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden; ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtverteidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen lieſt, nur damit man ſie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der abends in einer Geſellſchaft ſehr zufrieden erzählte, daß er doch heute ſechs Kirchen und zwei Galerieen beiſeite gebracht

habe. Man will mancherlei wiſſen und kennen, und gerade das, was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich: ‚Womit beſchäftigt er ſich? und wie? und in welcher Folge?‘ und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf zeitlebens entſchieden.“

Sie ſind, lieber Oheim, verſetzte ich darauf, vielleicht zu ſtrenge und entziehen manchem guten Menſchen, dem Sie nützlich ſein könnten, Ihre hilfreiche Hand.

„Iſt es dem zu verdenken“, antwortete er, „der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat? Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſtpartie einzuladen glauben, wenn ſie uns in die Geſellſchaft der Danaiden oder des Siſyphus zu bringen verſprechen! Gott ſei Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicherweiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu komplimentieren; denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Weldhändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter, und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre, wie ſie es fordern, daß ihnen die echte Dichtung fremd ſei, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurteil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen! Es iſt hier keine Zeit, zu ſchelten noch zu klagen.“

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war. Er ließ es eine Weile geſchehen; dann ſagte er: „Gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüter ſehen ſo gerne den Finger

Gottes in der Natur; warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken?“ Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam und ſuchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Wert und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich jahrhundertelang hinaufarbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen, wie es möglich ſei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: „Sie haben vollkommen recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Kultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herabzugleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerm herabzuwürdigen.“

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele; aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurückdachte, daß unter den Liedern, die mich erbaut hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſein und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten und führte mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne geſammelt; denn es waren beinahe auch nur ſolche

darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntnis führen oder uns zur rechten Ordnung anweisen; die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Einheit unseres Geistes überzeugen. Ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt; um desto angenehmer war mir's hier, von der Übersicht des Ganzen zu sprechen und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung gesehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessanten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher und schien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturalienkabinett, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken zugleich die Wände der Zimmer verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengern. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend und zeigte meinem Vater mehrere Gegenstände, die er ehemals auf das Krankenbette seines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt so wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er sich mir in Absicht auf religiöse Gesinnungen nähere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen seiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Wert und die Einheit der menschlichen Natur anzeige und befördere; nur verlange er freilich von allen anderen Menschen ein Gleiches und pflege nichts so sehr als individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedene Male mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirtschaftete, und die er in dem besten Zustande seinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen. „Ich werde es", sagte er, „nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu genießen weiß, was

es enthält, und die einsieht, wie sehr ein Reicher und Vornehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe, etwas Mustermäßiges aufzustellen."

Schon war der größte Teil der Gäste nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abschied und glaubten die letzte Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs neue durch seine Aufmerksamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überrascht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schwester Trauung ein Chor Menschenstimmen sich ohne alle Begleitung irgend eines Instrumentes hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verschaffen; er schien nicht darauf zu merken. Wie überrascht waren wir daher, als er eines Abends zu uns sagte: „Die Tanzmusik hat sich entfernt; die jungen, flüchtigen Freunde haben uns verlassen; das Ehepaar selbst sieht schon ernsthafter aus, als vor einigen Tagen, und in einer solchen Epoche voneineinder zu scheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigstens anders wiedersehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Musik, deren Wiederholung Sie schon früher zu wünschen schienen."

Er ließ durch das indes verstärkte und im stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtstimmige Gesänge vortragen, die uns, ich darf wohl sagen, wirklich einen Vorschmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Gesang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiserer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil sie sich selbst eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Musik der Konzerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, selten aber auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingerissen wird. Nun vernahm ich eine Musik, aus dem tiefsten Sinne der trefflichsten menschlichen Naturen entsprungen, die durch bestimmte und geübte Organe in harmonischer Einheit wieder zum tiefsten besten Sinne des Menschen sprach und ihn wirklich in diesem Augen-

blicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche geiſtliche Geſänge, die ſich wie Juwelen in dem golgenen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen und mich, ohne Anforderung einer ſogenannten Erbauung, auf das geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bei unſerer Abreiſe wurden wir alle auf das edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stifts, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emailliert, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturalienſammlung anzuſehen bat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Güter; wir anderen kehrten alle nach unſeren Wohnungen zurück und ſchienen uns, was unſere äußeren Umſtände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu ſein. Wir waren wie aus einem Feenſchloß auf die platte Erde geſetzt und mußten uns wieder nach unſerer Weiſe benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir von Zeit zu Zeit von ſeinen beſten und gefälligſten Kunſtwerken zuſandte und, wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit anderen vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemütes in Ordnung zu bringen und mich davon mit ähnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hätte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferſtich nur anzuſehen wie die Buchſtaben eines Buches. Ein ſchöner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung etwas ſagen, ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern;

und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erläuterte, reden, was er wollte, ſo blieb es mit mir immer beim alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie von ſolchen Betrachtungen, ja, eine Weile von mir ſelbſt ab; ich mußte dulden und wirken, mehr als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen; geſund, ſtark und unbeſchreiblich gütig, hatte ſie die Beſorgung der Haushaltung über ſich genommen, wie mich die perſönliche Pflege des alten Vaters beſchäftigte. Es überfällt ſie ein Katarrh, woraus eine Bruſtkrankheit wird, und in drei Wochen liegt ſie auf der Bahre. Ihr Tod ſchlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne anſehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe ſie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Bruſt ſchien aufzuwachen; ich huſtete heftig und war ſo heiſer, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheiratete Schweſter kam vor Schrecken und Betrübnis zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, ſeine Kinder und die Hoffnung ſeiner Nachkommenſchaft auf einmal zu verlieren. Seine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herſtellung einer leidlichen Geſundheit und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu friſten. Ich genas und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf kümmerliche Weiſe, erfüllen.

Meine Schweſter ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in ſolchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgeteilt; ſie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das ſollte dem Vater verborgen bleiben. Ich mußte Schiedsrichter ſein und konnte es um ſo eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte und beide wirklich gute Menſchen waren,

nur daß beide, anſtatt einander nachzuſehen, miteinander rechteten und aus Begierde, völlig miteinander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernſt angreifen und das ausüben, was ich ſonſt nur geſungen hatte.

Meine Schweſter gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reiſen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja, ich möchte ſagen als ein Genius mit zwei Geſichtern; mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte, mit dem anderen auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde, auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zuhauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, das ſich nach Tiſch ohne Froſt durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines anderen, mit der größten Ordnung vornahm. Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: „Wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich ſonſt noch wohl empfand? Sollt' ich zu ſterben ſcheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.“

Mir die Umſtände ſeines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, iſt in meiner Einſamkeit eine meiner angenehmſten

Unterhaltungen, und die ſichtbaren Wirkungen einer höheren Kraft dabei wird mir niemand wegräſonnieren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem ſtrengſten Gehorſam, aus der größten Einſchränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie eine Speiſe, die man lange entbehrt hat. Sonſt war ich ſelten zwei Stunden außer dem Hauſe; nun verlebte ich kaum einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich ſonſt nur abgeriſſene Beſuche machen konnte, wollten ſich meines anhaltenden Umgangs, ſo wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfter wurde ich zu Tiſche geladen, Spazierfahrten und kleine Luſtreiſen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Zirkel durchlaufen war, ſah ich, daß das unſchätzbare Glück der Freiheit nicht darin beſteht, daß man alles thut, was man thun mag und wozu uns die Umſtände einladen, ſondern daß man das ohne Hindernis und Rückhalt auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und ſchicklich hält; und ich war alt genug, in dieſem Falle ohne Lehrgeld zu der ſchönen Überzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der herrnhutiſchen Gemeine fortzuſetzen und feſter zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen; aber auch da fand ich keineswegs, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug, meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beizubringen, dieſe Verfaſſung ſei gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeine. Ich konnte mir das gefallen laſſen; doch hätte nach meiner Überzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut als aus einer großen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beſchäftigte ſich viel mit mir; er ſprach vollkommen engliſch, und weil ich es ein wenig verſtand, meinte er, es ſei ein Wink, daß wir zuſammengehörten; ich meinte es aber

ganz und gar nicht; ſein Umgang konnte mir nicht im geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmied, ein geborener Mähre; ſeine Art zu denken konnte das Handwerksmäßige nicht verleugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen ſeinen Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja, es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe, wenn ich die Majorin und andere mehr oder weniger angeſehene Frauen dem Biſchof die Hand küſſen ſah. Indeſſen wurde doch eine Reiſe nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Beſten, niemals zuſtande kam.

Meine Schweſter war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu ſein und zu denken, wie ſie dereinſt uns ähnlich erzogen werden ſollte. Mein Schwager war dagegen ſehr unzufrieden, als in dem Jahre darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünſchte bei ſeinen großen Gütern Knaben um ſich zu ſehen, die ihm einſt in der Verwaltung beiſtehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner ſchwachen Geſundheit ſtill und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja, ich wünſchte zu ſterben; aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nächten habe ich beſonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann. Es war, als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte; ich ſah den Körper ſelbſt als ein ihr fremdes Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin; was folgt, wird auch dahingehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der

ſich mir immer näher verband. Es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußern Gegenſtänden in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeins untergraben. „Thätig zu ſein“, ſagte er, „iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genötigt iſt, ſollte er anwenden, eine deutliche Erkenntnis der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichtert.“

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenſtand anzuſehen, und da er wußte, daß ich meine Konſtitution, mein Übel und die mediziniſchen Hilfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war, ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntnis des menſchlichen Körpers und der Spezereien auf die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichnis fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen. Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug! Wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Atem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs neue mit meiner Schweſter auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegenſah und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nur mit Wehmut anſehen. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen; ſollte ich nicht vielleicht von dieſen

hoffnungsvollen Blüten manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höhern Stande, heraufwächſt, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich bei meiner Schwäche wenig oder nichts für die Kinder zu thun im ſtande ſei; um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungsart entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne; ſie waren wohlgebildet und verſprachen, bei ihrer großen Verſchiedenheit, ſämtlich gutartige und verſtändige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerkſam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte ſorgfältig die Bilder ſeiner Vorfahren aufbewahrt, ſich ſelbſt und ſeine Kinder von leidlichen Meiſtern malen laſſen; auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergeſſen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir ſie oft untereinander verglichen hatten, ſo ſuchten wir nun bei den Kindern die Ähnlichkeiten des Äußeren und Inneren wieder auf. Der älteſte Sohn meiner Schweſter ſchien ſeinem Großvater väterlicher Seite zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild, ſehr gut gemalt, in der Sammlung unſeres Oheims aufgeſtellt war; auch liebte er, wie jener, der ſich immer als ein braver Offizier gezeigt hatte, nichts ſo ſehr als das Gewehr, womit er ſich immer, ſo oft er mich beſuchte, beſchäftigte. Denn mein Vater hatte einen ſehr ſchönen Gewehrſchrank hinterlaſſen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Piſtolen und eine Jagdflinte ſchenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein deutſches Schloß aufzuziehen ſei. Übrigens war er in ſeinen Handlungen und ſeinem ganzen Weſen nichts weniger als rauh, ſondern vielmehr ſanft und verſtändig.

Die älteſte Tochter hatte meine ganze Neigung gefeſſelt, und es mochte wohl daher kommen, weil ſie mir ähnlich ſah, und weil ſie ſich von allen vieren am meiſten zu mir hielt. Aber ich kann wohl ſagen, je genauer ich ſie beobachtete, da ſie heranwuchs, deſto mehr beſchämte ſie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja, ich darf beinahe ſagen, nicht ohne Verehrung anſehen. Man ſah nicht leicht eine edlere Geſtalt, ein ruhiger Gemüt und eine immer gleiche, auf keinen Gegenſtand eingeſchränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeſchäftigt, und jedes Geſchäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles ſchien ihr gleich, wenn ſie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben ſo konnte ſie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn ſie nichts zu thun fand. Dieſe Thätigkeit ohne Bedürfnis einer Beſchäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder geſehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Notleidende und Hilfsbedürftige. Ich geſtehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geſchäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja, ich gab oft in meinem Verhältniſſe zu viel dahin; aber gewiſſermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angeboren ſein, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegenteil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe ſie niemals einem Armen Geld geben ſehen, und was ſie von mir zu dieſem Endzweck erhielt, verwandelte ſie immer erſt in das nächſte Bedürfnis. Niemals erſchien ſie mir liebenswürdiger, als wenn ſie meine Kleider- und Wäſchſchränke plünderte; immer fand ſie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und dieſe alten Sachen zuſammenzuſchneiden und ſie irgendeinem zerlumpten Kinde anzupaſſen, war ihre größte Glückſeligkeit.

Die Geſinnungen ihrer Schweſter zeigten ſich ſchon anders; ſie hatte vieles von der Mutter, verſprach ſchon frühe, ſehr zierlich und reizend zu werden, und ſcheint ihr Verſprechen halten zu wollen; ſie iſt ſehr mit ihrem Äußeren beſchäftigt und wußte

ſich von früher Zeit an auf eine in die Augen fallende Weiſe zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken ſie ſich als ein kleines Kind im Spiegel beſah, als ich ihr die ſchönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte und die ſie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm, zu denken, wie meine Beſitzungen nach meinem Tode unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln und aus ſeiner Jagdtaſche ſchon wieder Hühner herausfallen; ich ſah meine ſämtliche Garderobe bei der Oſterkonfirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen und mit meinen beſten Stoffen ein ſittſames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geſchmückt; denn zu Ausſtattung ſolcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine beſondere Neigung, ob ſie gleich, wie ich hier bemerken muß, ſelbſt keine Art von Liebe und, wenn ich ſo ſagen darf, kein Bedürfnis einer Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bei mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ. Wenn ich nun dachte, daß die Jüngſte an eben demſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen wie meinen Körper den Elementen wiedergegeben.

Die Kinder wuchſen heran und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackere Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt hält, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt ſind, ſelten. Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen hält, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſämtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier, bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehen, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete, der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen. Sodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirrt habe, früh genug ſeinen Irrtum gewahr werde und, wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche, daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge; bei ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deshalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant. Denn wer auch verſichert, daß er jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken, wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübt mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſein kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im Praktiſchen ſo wirkſam erweiſet? Werden wir durchs Praktiſche doch unſeres eigenen Daſeins ſelbſt erſt recht gewiß: warum ſollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Weſen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für recht halte, ſelbſt bei der Schwäche meines Körpers, der mir ſo manchen Dienſt ver-

ſagt — läßt ſich das alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erſcheint mir in Geſtalt eines Geſetzes; es iſt ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue. Gott ſei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieſes Glück ſchuldig bin, und daß ich an dieſe Vorzüge nur mit Demut denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen ſtolz zu werden, da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich erzeugen und nähren könne.

# I.

## Die Bekenntnisse einer schönen Seele eine Selbstbiographie.

Es ist bekannt, daß die bedeutendsten Frauengestalten, welche in Goethes Dichtungen uns entgegentreten, Züge von solchen Personen an sich tragen, die dem Dichter selbst im Leben begegnet sind. Manche Beobachtung dieser Art ist über allen Zweifel erhaben, andere haben wenigstens viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch Übertreibungen und Fehlschlüsse in dieser Hinsicht nicht ausgeblieben sind. Eine Frauengestalt aber hat Goethe unmittelbar, so wie sie leibte und lebte, in eines seiner dichterischen Werke aufgenommen, nur den Namen verschweigend und die äußeren Verhältnisse ein wenig verhüllend — Susanna Katharina v. Klettenberg, die treue Freundin seiner Jugendjahre. Es ist dies zugleich diejenige Frauengestalt aus dem Bekanntenkreise des Dichters, welche vom christlichen Standpunkte aus das höchste Interesse erweckt, weil sie auf Goethes religiöse Entwickelung eine Zeit lang einen segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Wenn aber überhaupt die Werdezeit jedes genialen Menschen besonders anziehend ist, so erklärt sich daraus, daß diese „schöne Seele", deren Bekenntnisse Goethe veröffentlicht hat, weit über den Kreis der Kirchlichgesinnten hinaus Bewunderung und Verehrung gefunden hat. Ja es läßt sich nicht leugnen, daß man vielfach die Selbstbiographie des Fräulein v. Klettenberg lediglich litterarhistorisch und ästhetisch gewertet

hat und die Bedeutung derselben für das religiöse Leben zu sehr in den Hintergrund treten ließ.

Dazu trug besonders der Umstand bei, daß die „Bekenntnisse“ in einer sehr fremdartigen Umgebung erscheinen. Man mag über Wilhelm Meister urteilen, wie man will — wir gehören durchaus nicht zu denen, welche die eigenartige Bedeutung dieses Werkes verkennen, wenn es auch Thatsache ist, daß die gegenwärtige Generation ihm weniger Geschmack abgewinnt als frühere Geschlechter — aber die Tendenz des Romans ist doch so verschieden von dem Geiste, der die Aufzeichnungen der frommen Susanna durchweht, daß diese Einschaltung für viele etwas Befremdendes, für manche sogar etwas Verletzendes hat. Dieser Eindruck hat sofort beim ersten Erscheinen von Wilhelm Meister einen sehr kräftigen Ausdruck gefunden, und zwar von den verschiedensten Seiten her. Fromme Gemüter nahmen Anstoß an der Umgebung, in welcher der Dichter seiner Freundin dieses Denkmal, „dauernder als Erz“, errichtet hat; Weltkinder fanden ihrerseits keinen Geschmack an dieser religiös gehaltenen Episode innerhalb eines Werkes, das sonst in jeder Hinsicht freiesten Tendenzen huldigt. Einige Zeugnisse mögen zur Bestätigung dienen [1]).

Graf Friedrich Leopold von Stolberg verbrannte den Roman feierlich in Gegenwart seiner Freunde, wie er einst als Jüngling mit seinen Freunden vom Hainbund am Bilde Wielands ein Autodafe im heiligen Zorne vollzogen hatte; das sechste Buch aber hatte er zuvor herausgenommen, um es besonders binden zu lassen. Ganz ebenso ging Goethes eigener Schwager, Johann Georg Schlosser, vor, indem auch er das sechste Buch herausschnitt und den Rest in den Ofen warf. Noch nach Jahren äußerte er seinen Verdruß in drastischer Weise darüber, daß Goethe dieser reinen Seele einen solchen Platz angewiesen habe. Von anderer Seite her ist eine Äußerung Wielands bemerkenswert, daß die Bekenntnisse von einer verstorbenen Dame herrührten und von Goethe nur nach seiner Art zugeschnitten seien,

wie man denn denſelben das Fremdartige an jedem Worte anſehe [2]). Auch hier äußert ſich alſo ein gewiſſes Mißbehagen an dieſer Einſchaltung, wenn auch von entgegengeſetztem Standpunkte aus.

Und dennoch ſind wir dem Dichter Dank dafür ſchuldig, daß er jene Aufzeichnungen des Fräulein v. Klettenberg überhaupt vor dem Untergange bewahrt hat. Sie ſind durch die Aufnahme in einen Goetheſchen Roman der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden; und viele, die eine fromm gehaltene Biographie ſofort mitleidig lächelnd zur Seite gelegt hätten, ſind nur durch den Umſtand zur Lektüre getrieben worden, daß die Bekenntniſſe der ſchönen Seele nun einmal einen Beſtandteil jener Dichtung bildeten, an dem ſie nicht vorübergehen konnten, ohne den Faden zu verlieren. Wir zweifeln nicht, daß manche Seele auch auf dieſem Wege eine nicht von ihr geſuchte und doch heilſame Anregung empfangen hat. Bedenkt man, wie ſehr gerade in der Zeit, in welcher Wilhelm Meiſters Lehrjahre erſchienen, die Religion in den Kreiſen der Gebildeten verachtet wurde — wir erinnern nur an die berühmte Einleitung zu Schleiermachers Reden über die Religion —, ſo wird man kaum in Abrede ſtellen können, daß die Einſchaltung des Lebensbildes der ſchönen Seele in jenes Dichterwerk mit dazu beigetragen hat, in manchen Kreiſen wieder das Verſtändnis für lebendige chriſtliche Frömmigkeit zu fördern. Es mag auch darauf hingewieſen werden, daß Goethe im Wilhelm Meiſter noch mehr bieten wollte, als er nachher thatſächlich ausgeführt hat. Er beabſichtigte, die deutſche Kultur nach allen Richtungen darzuſtellen und wollte z. B. auch das Eigenartige der jüdiſchen Frömmigkeit vorführen [3]). Wären dieſe umfaſſenden Pläne zur Ausführung gekommen, ſo würde die Geſtalt der ſchönen Seele vielleicht weniger auffallend erſcheinen. Trotz dieſer Zugeſtändniſſe ſoll es nicht unausgeſprochen bleiben, daß wohl für jeden, der Suſanna v. Klettenberg liebgewonnen hat, es erwünſchter geweſen wäre, wenn ihre Bekenntniſſe anderswo, etwa an einer geeigneten Stelle von Dich-

tung und Wahrheit, Aufnahme gefunden hätten. Jedenfalls ist eine Sonderausgabe der Bekenntnisse, welche die Gestalt der schönen Seele ausschließlich in den Vordergrund treten läßt, mindestens so berechtigt, als z. B. der Separatabdruck des Oberhofs von Münchhausen. In Frankreich hat sich merkwürdigerweise das Bedürfnis einer solchen Ausgabe schon längst herausgestellt, indem zwei Übersetzungen der Bekenntnisse dort erschienen sind, die letzte von Saltier im Jahre 1883. Ein Sonderabdruck ist hier aber um so mehr begründet, da sich genau nachweisen läßt, daß die Bekenntnisse wesentlich das litterarische Eigentum der schönen Seele ausmachen, an dem der Dichter nur einzelne Änderungen vorgenommen hat.

Goethes eigene Äußerungen lassen allerdings diesen Thatbestand nicht klar erkennen. Er schrieb am 18. März 1795 an Schiller: „Ich bekomme Lust, das religiöse Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjektiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu als vielleicht zu einem anderen Teile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte.„

Welcher Art diese Studien gewesen, ist im achten Buch der Dichtung und Wahrheit näher angegeben, indem Goethe sagt, daß die Bekenntnisse aus den Unterhaltungen und Briefen der Fräulein v. Klettenberg entstanden und eine in ihrer Seele verfaßte Schilderung seien. Es ist aber die Überzeugung der maßgebendsten Forscher auf diesem Gebiete, daß der Dichter auch Aufzeichnungen der Freundin selbst vor sich gehabt hat, ja daß diese Aufzeichnungen seine Hauptquelle gebildet haben. Schleiermacher wollte sich sogar anheischig machen, Goethes Zusätze von dem ihm vorliegenden Originale zu scheiden. Von neueren Gelehrten haben sich Lappenberg, Delitzsch, Goedeke entschieden, Düntzer etwas rückhaltender, in gleichem Sinne ausgesprochen. Geradezu entscheidend ist eine Stelle aus einem Brief von Frau Rat an

ihren Sohn. Sie ſchickt ihm eine ihr in die Hände gefallene Kritik über das ſechſte Buch von Wilhelm Meiſter und fügt dann ihr eigenes Urteil bei. „Auf der anderen Seite ſteht meine Rezenſion: Pſalm 1, V. 3 — auch ſeine Blätter verwelken nicht! Das iſt der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen, — daß nach ſo langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachfolgenden Geſchlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warſt von der Vorſehung beſtimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieſer unverwelklichen Blätter. — Gottes Segen und tauſend Dank davor! und da aus dieſer Geſchichte deutlich erhellt — daß kein gutes Samenkorn verloren geht — ſondern ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit; ſo laßt uns Gutes thun — und nicht müde werden — denn die Ernte wird mit vollen Scheunen belohnen“ [4]). Auch Goethes Mutter ſpricht es alſo aus, daß es ſich weſentlich um Aufzeichnungen der Freundin ſelbſt handelt. Wenn wir bedenken, daß Goethe von dem Schwager des Fräulein v. Klettenberg, dem Freiherrn v. Trümbach, nach dem Tode den Auftrag erhalten hat, den Nachlaß als Rechtsanwalt zu regeln und daß er längere Zeit dieſer Aufgabe obgelegen hat [5]), bis der Vater die Arbeit des Sohnes weiterführte, ſo liegt die Vermutung nahe, daß bei dieſem Anlaſſe die Aufzeichnungen der Freundin in ſeine Hände gekommen ſind — vielleicht daß ſie ihm von der Tante der Erblaſſerin, der alten Fräulein Maria Franziska v. Klettenberg, überlaſſen wurden. Daß er ſich über ſeine Hauptquelle nicht deutlicher ausgeſprochen hat, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß zur Zeit der Veröffentlichung der Bekenntniſſe noch mehrere der Perſonen am Leben waren, die darin erwähnt werden. Um ſo näher lag es ihm, die Thatſache zu verſchweigen, daß es ſich hier in der Hauptſache um durchaus geſchichtliche Mitteilungen zuverläſſigſten Urſprungs handelte. Der wirkliche Sachverhalt iſt wenigſtens angedeutet im fünften Buch von Wilhelm Meiſter, wo der Arzt Aurelien ein Manuſkript verſpricht, das er aus den Händen einer nunmehr abgeſchiedenen Freundin erhalten habe

und hinzufügt: „Es ist mir unendlich wert, und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: ‚Bekenntnisse einer schönen Seele‘.“

Man würde allerdings zu weit gehen, wollte man diese letzten Worte buchstäblich auf das sechste Buch von Wilhelm Meister anwenden. An einer Reihe von Stellen, besonders gegen das Ende hin, ist Goethes Hand mit Sicherheit nachzuweisen. Hierher gehört vor allem die Verlegung der Ereignisse vom Boden der Reichsstadt in eine fürstliche Residenz, wobei es sich hauptsächlich um Verhüllung des eigentlichen Wohnortes der schönen Seele handelt. Allerdings residierte Kaiser Karl VII. in den Jahren 1742—1744 in Frankfurt a. M.; aber die ganze Goethesche Darstellung läßt die Sache so erscheinen, als ob Susanna an einem eigentlichen fürstlichen Hoflager gelebt habe.

Ferner werden vier Kinder der vor ihr abgeschiedenen Schwester, Maria Magdalena v. Trümbach, am Schlusse erwähnt und charakterisiert, während diese Schwester nur eine Tochter und einen Sohn gehabt hat. Diese beiden Kinder waren überdies bei dem Ableben der Tante noch so jung, daß über ihre geistige und moralische Entwickelung sich wenig sagen ließ. Da beide ebenso wie ihr Vater im Jahre 1792 noch am Leben waren [6]), vermutlich auch das Erscheinen von Wilhelm Meisters Lehrjahre erlebt haben, mußte Goethe sich um so mehr bemühen, durch allerhand Änderungen anzudeuten, daß es sich im siebenten Buche wieder ganz um erdichtete Personen handelte.

Am auffälligsten bleibt die Darstellung der Beziehungen seiner Freundin zu Friedrich Karl v. Moser, dem Philo der Bekenntnisse. Es ist geradezu undenkbar, daß Susanna selbst ihre freundschaftliche Verbindung mit diesem Manne als ein „neues Verhältnis“ bezeichnet hat, wonach er als ein Liebhaber anzusehen wäre; denn Moser war bereits seit dem Jahre 1749 vermählt. Er war auch nicht „in gewissen Jahren“, sondern zwölf Jahre jünger als Johann Daniel Olenschlager, der unter dem Namen Narciß bekannte erste Freund Susannas, und nur um

einen Tag älter als sie selbst. Die Änderung Goethes ist um so merkwürdiger, als Moser noch die Herausgabe der Bekenntnisse selbst erlebt hat. Danach bedarf es kaum der Versicherung, daß der Dichter nicht etwa daran dachte, das Verhältnis der Freundin zu diesem hochachtbaren Manne in ein zweideutiges Licht zu stellen — sonst hätte der Hinweis auf seine bereits vollzogene eheliche Verbindung nicht gefehlt —, eher mochte er fürchten, daß in manchen Kreisen eine so vertraute freundschaftliche Verbindung einer Jungfrau mit einem verheirateten Manne, wie sie aus Susannas Aufzeichnungen uns entgegentritt, nicht verstanden, sondern in sarkastischer Weise gedeutet worden wäre. Gewiß lag es mehr im Interesse des Dichters, jeden Schatten vom Bilde der schönen Seele ängstlich fernzuhalten, als sie in ein zweifelhaftes Licht zu setzen, wodurch er seinen ganzen Zweck verfehlt hätte.

Als eine Zugabe des Dichters darf wohl auch die eingehende Schilderung der Hochzeit von Maria Magdalena v. Klettenberg betrachtet werden, wie denn der Oheim, der die Feier veranstaltet, ganz der Phantasie Goethes angehört [7]). Hier begegnen uns Lieblingsgedanken des Dichters, die teilweise mit dem sonstigen Inhalt der Bekenntnisse nur lose zusammenhängen, dagegen mit solchen Ideen Verwandtschaft zeigen, wie sie in anderen Teilen des Romans uns entgegentreten. Zu dieser Partie der Bekenntnisse, die auch formell einen andern Charakter hat als die Aufzeichnungen der schönen Seele, welche keine so ausführliche Dialoge enthalten, hat offenbar der Dichter die Unterredungen und die Briefe Susannas, von welchen er schreibt, als Quelle gebraucht; denn der Oheim giebt sichtlich die Einwände wieder, die der junge Goethe einst selbst vom Boden einer andern Weltanschauung aus der Freundin entgegenhielt. Es liegt übrigens auf der Hand, daß diese Beobachtung den angeführten Zwiegesprächen ein besonderes Interesse verleiht.

Sehr wichtig erscheint uns die Frage, inwieweit Goethe auch inbezug auf religiöse Fragen sich Änderungen an seinem Quellen-

material erlaubt hat. Müßten wir annehmen, daß er auf dieſem Gebiete ſich beträchtliche Freiheiten geſtattet habe, ſo würde der Wert dieſer Biographie bedeutend verlieren; man hätte dann nicht mehr das Recht, von Bekenntniſſen des Fräulein v. Klettenberg in dem Sinne zu reden, wie wir z. B. von Bekenntniſſen Auguſtins und Rouſſeaus reden. Die ganze Darſtellung der religiöſen Entwickelung der ſchönen Seele würde dann auf eine Linie zu ſtellen ſein mit den in chriſtlichen Romanen ſo oft geſchilderten Bekehrungsgeſchichten eigner Erfindung. Es iſt alſo keine gleichgültige Frage, ob die innerer Erlebniſſe der ſchönen Seele auf ihrer eigenen Darſtellung beruhen und ſomit mindeſtens im ſubjektiven Sinn den Stempel der Wahrheit an ſich tragen, oder ob auch hier des Dichters ſchaffende Phantaſie überall nachgeholfen hat.

Für dieſe Frage iſt es nun für uns von entſcheidendem Gewicht, daß wir litterariſche Reliquien beſitzen, welche von Suſanna unmittelbar herrühren. Viel Wichtiges iſt enthalten in der Biographie der ſchönen Srele von Lappenberg; einiges aber iſt in neuer Zeit hinzugekommen. Die Aufſätze, Lieder und Briefe nun, welche uns erhalten ſind, atmen durchweg den gleichen Geiſt und bieten vielfach dieſelben Stichworte wie die Bekenntniſſe. Selbſt die Vorliebe für Namen aus dem klaſſiſchen Altertum begegnet uns in den Aufſätzen über chriſtliche Freundſchaft, welche ſie mit ihrer Schweſter Maria Magdalena und ihrem Freunde Moſer herausgegeben hat, ſo daß ſich daraus der gleiche Geſchmack für den ganzen eng verbundenen Kreis, in dem ſie ſich bewegte, ergiebt. In ihren Aufſätzen finden ſich gegen zwanzig ſolcher Namen, die meiſt eine ſymboliſche Bedeutung haben, wie Juſtus, Sincerus, Fidelis u. ſ. w., wobei ihr mehrfach Perſonen aus ihrer eigenen Bekanntſchaft offenbar vorſchwebten. So ſind auch die Pſeudonymen in den Bekenntniſſen nicht, wie man leicht meinen könnte, auf Goethe zurückzuführen, obwohl derſelbe in den übrigen Büchern von Wilhelm Meiſter vielfach ähnliche Namen bringt — es

ſteht feſt, daß Moſer ſich ſelbſt Philo nannte, und Olenſchlager wurde von dem Frankfurter Arzte Senckenberg als Narciß bezeichnet. Es ſpiegeln ſich aber auch alle anderen charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten der ſchönen Seele, wie ſie in ihren eigenen Arbeiten uns entgegentreten, in den Bekenntniſſen wieder, ſo daß man auf Schritt und Tritt auf ſolche Parallelen ſtößt. Hat Goethe auch an den Aufzeichnungen Suſannas über die religiöſen Fragen einiges geändert, was ſeinem perſönlichen Geſchmacke nicht ganz entſprach, ſo hat es ſich doch hauptſächlich nur um formelle Umgeſtaltungen gehandelt. Wir denken dabei beſonders an Streichung von weitläufigen Erörterungen und Beſeitigung von Wendungen, die ihm nicht in einen Roman zu paſſen ſchienen.

Es liegt übrigens auch außer den Schriften von Suſanna, aus denen einzelne beſonders charakteriſtiſche Auszüge in Folgendem hier und da geboten werden ſollen, noch manches andere Material vor, woraus ſich die weſentliche Zuverläſſigkeit der Biographie der ſchönen Seele ergiebt.

Da endlich die zahlreichen chronologiſchen Angaben der Bekenntniſſe mit zufälligen Notizen in den Briefen der ſchönen Seele übereinſtimmen, ſo folgt auch daraus, daß wir es der Hauptſache nach mit einer Selbſtbiographie zu thun haben, weil ein Fremder bei aller Sorgfalt nach fünfzig Jahren die betreffenden unſcheinbaren Erlebniſſe nicht ſo genau nach der geſchichtlichen Reihenfolge hätte wiedergeben können.

Was die Zeit angeht, in der Fräulein v. Klettenberg ihr Leben beſchrieben hat, ſo weiſt alles auf die letzten Jahre ihres Lebens hin. Es handelt ſich alſo nicht um tagebuchartige Aufzeichnungen, in denen ſich die verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung wiederſpiegelten, ſondern um *eine kurz vor ihrem Ende (um 1773) abgefaßte Biographie aus einem Guſſe*. Den Beweis für dieſe Behauptung wird die folgende Darſtellung erbringen.

Eine Neubearbeitung des vorliegenden Materials war ſchon

aus dem Grunde notwendig, weil in letzter Zeit manche Urkunden bekannt geworden ſind, aus welchen ſich ergiebt, daß Suſanna v. Klettenberg am Ende ihres Lebens in mancher Hinſicht ihre Anſichten geändert hat, indem ſie beſonders von Lavater bedeutende Anregungen empfangen hat. In dieſer Beziehung bieten hauptſächlich ihre eben veröffentlichten Briefe an dieſen damals hochgefeierten Theologen bedeutſamen Aufſchluß.

# II.

## Der Lebensmorgen.

Susannas Aufzeichnungen enthalten nichts über die Vorgeschichte der Familie, der sie entstammte. Der ganze Schwerpunkt liegt bei ihr auf dem Gebiete des inneren Lebens — so versteht sich diese Lücke leicht. Wir können aber das Wesentliche unschwer aus anderen Quellen ergänzen. Die Familie Seiffart v. Klettenberg gehört nicht zu den bereits im Mittelalter zu Frankfurt a. M. ansässigen Geschlechtern. Erst im Dreißigjährigen Krieg kam ein Rechtsgelehrter Erasmus Seiffart nach Frankfurt, wo er bald hohe Ehren erlangte und sogar älterer Bürgermeister wurde, nachdem er die Tochter des angesehenen Reichsgerichtsschulteißen Baur von Eyseneck geehelicht hatte. Der Sohn Johann Erasmus erlangte von Kaiser Leopold I. im Jahre 1671 die Erhebung in den Adelsstand und Veränderung seines adeligen Wappens. Er nannte sich nun Seiffart v. Klettenberg und Wildeck auf Rhoda, nachdem er ein dem Grafen von Praunheim und Klettenberg am Rhein einst gehöriges Gut Rhoda gekauft hatte [8]).

Auch die Nachkommen von Johann Erasmus bekleideten wichtige Ämter in der Stadt, die ihnen rasch zur zweiten Heimat geworden war. Der Vater von Susanna hieß Remigius und war Arzt, wurde aber, was sonst nur selten bei Medizinern geschah, auch in den Rat der Stadt aufgenommen. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der sich besonders bemühte, frühzeitig

der Tochter eine Art Anſchauungsunterricht zu erteilen, dem es weſentlich zuzuſchreiben iſt, daß die ſinnige Tochter ſich nicht völlig auf ſich ſelbſt zurückzog, ſondern auf allen Stufen der inneren Entwickelung einen gewiſſen Blick für die äußere Welt behalten hat. Bei alledem hatte dieſe Erziehungsmethode etwas Einſeitiges — ſo trat nun in wohlthuender Ergänzung der Einfluß der Mutter hinzu, die ihr Kind beſonders in die heilige Welt der Bibel einzuführen und auf die obere Welt hinzuweiſen ſuchte. Im Ganzen dürfte Suſanna in ihrer Geiſtesart der Mutter geglichen haben, da ſie deren Zuſtimmung zu ihren Entſchlüſſen als ſelbſtverſtändlich wegen der Weſensverwandtſchaft vorausſetzt, wenn auch einzelne Züge an des Vaters naturwiſſenſchaftlichen Sinn erinnern.

Die Mutter hieß Suſanna Margaretha und war die Tochter des Frankfurter Arztes Johann Philipp Jordis und der Suſanna Jordis, aus dem Hauſe de Neufville. Die ſchöne Seele ſcheint auf ihre Abſtammung von der reformierten Familie de Neufville ein beſonderes Gewicht gelegt zu haben, obwohl ſie ſelbſt der lutheriſchen Kirche angehörte; denn in ihrem Teſtamente übertrug ſie die Verwaltung der Diakonie der deutſch-reformierten Gemeinde, unter Bedingungen, die äußerſt günſtig für dieſelbe waren, beſonders für den Fall, daß die eigentlichen Erben frühzeitig geſtorben wären.

Sie begründet dieſe Beſtimmung in einem Zuſatze zu ihrem Teſtamente damit, daß ihr Vermögen von den de Neufvilleſchen Voreltern herrühre, welche um der Wahrheit willen und aus Liebe zu derſelben ihr Vaterland und anſehnliche Güter mit dem Rücken angeſehen hätten, denen aber der ewig Wort und Treue haltende Gott alles nach ſeinem Verſprechen reichlich erſetzt habe.

Dieſe Teſtamentsbeſtimmung iſt in mehrfacher Beziehung intereſſant. Sie legt Zeugnis ab von der auch in den Bekenntniſſen vielfach uns entgegentretenden peinlichen Gewiſſenhaftigkeit der ſchönen Seele, die ſich leicht in zartfühligen Reflexionen über Recht und Unrecht ergeht, welche vielen faſt unverſtändlich ſind; ſie beweiſt auch, daß ſie, trotz einer in ihren Aufſätzen hervortretenden Be-

geiſterung für Dr. Luther, nichts von konfeſſioneller Engherzigkeit wußte — ein Zug, den ſie mit den meiſten zur Separation hinneigenden Pietiſten des vorigen Jahrhunderts teilte, — wir dürfen aber auch daraus den Schluß ziehen, daß die Überlieferungen aus der Familie der Großmutter frühzeitig auf ihr Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Das Wohnhaus der Eltern trug den merkwürdigen Namen: „Zum grünen Froſch“ und lag am Rahmhof. Es war nach Goethes Angabe ein großes wohlgelegenes Haus, in welchem die Freunde des Hauſes gern weilten. Wir wiſſen auch, daß ein ſchöner Garten dazu gehörte. Suſanna ſelbſt ſchreibt einmal in einem Briefe an Cornelie Schloſſer, daß ſie in der Gegend des Bockenheimer-Walls wohne; doch bezeichnet dies die Lage nicht genau, da das Haus auf der Nordſeite des Paradeplatzes, alſo ziemlich entfernt von der Stadtmauer, lag [9]). Sie hat es im Jahre 1770 allerdings verkauft, aber es iſt ein Zeugnis ihrer pietätvollen Geſinnung, daß ſie bis an ihr Ende darin zur Miete wohnen blieb. So iſt ſie in denſelben Räumen geſtorben, in denen ſie ihr ganzes Leben zugebracht und die ſie nur vorübergehend gelegentlich einzelner Reiſen verlaſſen hat; ein Umſtand, der nicht ganz ohne Bedeutung für den Geſamteindruck erſcheint, den uns das Bild der ſchönen Seele hinterläßt.

Suſanna Katharina v. Klettenberg hat am 19. Dezember 1723 das Licht erblickt. Sie hatte zwei Schweſtern, Marianne Franziska (geb. 1725), welche, wie ſie, ledigen Standes ſtarb und Maria Magdalena (geb. 1726), welche nachmals ſich mit einem Herrn v. Trümbach vermählte. So ſtanden die drei Klettenbergſchen Geſchwiſter ſich im Alter ſehr nahe, aber ſie waren auch in ihren Geſinnungen verwandt, ſo daß zu dem Bande des Blutes das Band der Freundſchaft ſich geſellte. Über die erſten acht Jahre von Suſannas Leben ſind wir nicht unterrichtet, da die Bekenntniſſe, welche für die Kinderzeit Suſannas die einzige Quelle bilden, darüber keine Nachricht bieten. Als ſie aber am Anfange des achten Jahres einen Blutſturz bekam,

ward ihre Seele ganz Empfindung und Gedächtnis. Es trat eine wunderbare Umwandlung bei ihr ein. „Während meines neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt", ſchreibt ſie, „ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hilfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln. Ich litt und liebte, das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens." Es könnte faſt ſcheinen, als ob Suſanna ſelbſt hier es ausſpreche, daß ein weſentlich zufälliger Umſtand über ihre innere Entwickelung entſchieden habe. Dieſe Anſicht hat Goethe nachmals als Greis einem jungen Verwandten gegenüber vertreten, indem er bei aller Anerkennung ihrer Geduld und Ergebung mehrfach wiederholte: „Aber freilich, ſie war krank, die arme Freundin, ſie war krank" [10]).

Allein es iſt eine bekannte Thatſache, daß Kinder, welche viel kränklich ſind, nicht ſelten ein großes Kapital von Launenhaftigkeit und Verſtimmung als Ertrag ihres körperlichen Zuſtandes mit ſich nehmen, ſtatt ſich durch ihre Leiden zur Sanftmut führen zu laſſen. Es muß alſo wohl eine beſtimmte Dispoſition in der Seele des Menſchen bereits vorhanden ſein, wenn die Krankheit ihm zum Segen gereichen ſoll. So wird man den Einfluß jener Leidenszeit nicht zu überſchätzen haben, wenn er auch ſicher nicht gering anzuſchlagen iſt. Auch ſei jetzt ſchon darauf hingewieſen, daß Suſanna keineswegs ihr ganzes Leben lang kränklich geweſen iſt, ſondern ſich oft lange Zeit hindurch geſund fühlte, wie die Bekenntniſſe mehrfach bezeugen.

Als ſich Suſanna von jener erſten Krankheit erholt hatte, war nichts Wildes in ihr übrig geblieben; ein ſchwärmeriſcher, träumeriſcher Zug beherrſchte ſie völlig. Die gewöhnlichen Spiele der Mädchen ſagten ihr nicht zu; dagegen ſuchte ſie überall Stoff für ihre lebhafte Einbildungskraft. Während die Mutter dieſem phantaſtiſchen Zuge wenig entgegenkam, fand ſich eine Tante, welche durch Mitteilung von Märchen und Liebesgeſchichten ihre Phantaſie erregte. Es war dies eine Schweſter ihres Vaters,

Maria Franziska, welche nachmals von Susanna in ihrem Alter treu gepflegt wurde, sie aber noch um einige Jahre überlebte.

Besonders lieb wurden in dieser Zeit dem Kinde einige wunderliche Bücher, die damals in christlichen Kreisen sehr bewundert wurden, aber viel Ungesundes in sich schlossen, obwohl sie in ihrer Art der Erbauung dienen wollten. Es war der Geschmack der überschwenglichen zweiten schlesischen Dichterschule, der diese Litteratur beherrscht, aber die Nachwirkung jener christlichen Romane erstreckt sich noch bis in Goethes Jugendzeit. Der von Susanna erwähnte christliche deutsche Herkules ist von dem braunschweigischen Hofprediger Andreas Heinrich Buchholtz 1669 verfaßt und enthielt ursprünglich sogar Lieder und Gebete. Das andere Buch, dessen sie gedenkt, die römische Oktavia, rührt von dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig her (1677), der in seinem Alter zur katholischen Kirche übergetreten ist. Selbstverständlich waren diese Schriften für ein Kind wenig geeignet, wenn sie auch nicht sittenverderblich wirkten, da sämtliche Prinzen und Prinzessinnen „äußerst tugendhaft" waren.

Den Unterricht erhielt Susanna im Hause der Eltern, so daß sie keine Gelegenheit hatte, in der Schule mit Kindern gleichen Alters zusammenzukommen. Die damaligen Frankfurter Schulen boten besonders für Mädchen so wenig, daß fast alle Töchter aus den wohlhabenden Familien Privatlehrer hatten. Dagegen besuchte Susanna wenigstens den Religionsunterricht, welcher der Konfirmation vorausging und im Hause der Geistlichen erteilt wurde. Sie hat über ihre Kinderjahre berichtet: „Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt, ich weiß noch einige Verse, die ich damals der Mutter in die Feder diktierte", — so hätte man erwarten sollen, daß der Religionsunterricht der Kirche bei ihr auf einen besonders fruchtbaren Boden gefallen wäre; aber ihre Äußerungen beweisen, daß das Ergebnis ihr bei einem späteren Rückblicke nicht befriedigend erschien. „Wohl wurden", so schreibt sie, „manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was sich auf

meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gerne von Gott reden, ich war ſtolz darauf, beſſer als meinesgleichen von ihm reden zu können, ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten, von Religion zu ſchwatzen; aber mir fiel es nie ein zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob meine Seele auch ſo geſtaltet ſei, ob ſie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne widerglänzen könnte; das hatte ich ein- für allemal ſchon vorausgeſetzt."

Ähnlich wie Suſanna ergeht es ſo vielen Kindesſeelen in dieſer wichtigen Vorbereitungszeit. Zuweilen liegt die Schuld gewiß am Seelſorger, der es nicht verſteht, die jungen Herzen zu faſſen — in ſolchem Sinn äußert ſich Goethe unbefriedigt über den ihm erteilten Konfirmandenunterricht — aber auch treue und hochbegabte Seelſorger können ſolche Erfahrungen machen.

Für die weltlichen Dinge gewann ſie allmählich ein gewiſſes Intereſſe, als der Tanzlehrer einen Ball für ſeine Schüler und Schülerinnen veranſtaltete und ſie ein Liebesverhältnis mit dem Sohne eines vornehmen Herrn anknüpfte, wie es bei ſolchen Anläſſen leicht ſich ausbildet. Einen treuen Warner aber fand Phyllis, wie ſie ſelbſt ſich nennt, an ihrem franzöſiſchen Sprachlehrer, der auf das Bedenkliche ſolcher harmlos erſcheinenden Liebeleien ſie aufmerkſam machte. Nahm ſie es anfangs übel, ſo blieben doch ſeine halb im Scherz, halb im Ernſt vorgebrachten Bemerkungen nicht ganz ohne Einfluß auf Suſanna, die ſich derſelben auch ſpäter noch mehrfach erinnerte. Jene Epiſode war allerdings bald vergeſſen, als der Gegenſtand ihrer Neigung frühzeitig ſtarb; allein bald warteten ihrer neue und größere Gefahren. Die große Welt that ſich vor ihr auf mit einer Fülle von geräuſchvollen Genüſſen, wie ſie zumal an Töchter aus vornehmem Geſchlecht ſich heandrängen und oft langſam den Sinn für reinere und edlere Freuden erſticken. Auch Suſanna erlag dieſen Gefahren, wie ſie ſelbſt mit Wehmut nachmals bekennt. Ihr Herz zwar blieb unverdorben in einer vielfach laſterhaften Umgebung — ein natürlicher Abſcheu vor allem Zweideutigen bewahrte ſie vor Anſteckung — aber

ſie zahlte immerhin der Vergnügungsſucht den gewohnten Tribut, den dieſe ſtrenge Gebieterin fordert. Über den inneren Verluſt, den ſie dadurch erlitten, äußert ſie ſich nachmals ſelbſt. „Die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloren. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens; tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache.“

Beſonders lebhaft wurde das Treiben, in das ſie hineingeriſſen wurde, als im Jahre 1742 Kaiſer Karl VII. in Frankfurt, wo er gewählt wurde, ſeinen Hof aufſchlug. Ein glänzendes Feſt jagte das andere. Die Geſandten Frankreichs, Spaniens und anderer europäiſchen Mächte wetteiferten miteinander in unerhörter Prachtentfaltung. Jeder Tag brachte neue Luſtbarkeiten für die Bewohner Frankfurts, ſoweit ſie durch ihre Stellung Anſpruch hatten herangezogen zu werden. Suſanna aber hatte als Tochter eines Mannes, der eben erſt (1740) das Amt eines jüngeren Bürgermeiſters bekleidet hatte, viele Gelegenheit, an den großen Feierlichkeiten ſich zu beteiligen. Rückblickend auf dieſe Zeit redet ſie von vier wilden Jahren, während welcher ſie Gott ganz vergaß, wie es ſo mancher ſonſt gut angelegten und fromm erzogenen Jungfrau in gleichem Lebensalter ergangen iſt.

# III.

## Im Brautstande.

Noch hatte bis dahin keiner unter den vielen jungen Männern, mit denen sie verkehrte, Susanna Interesse eingeflößt. Aber in ihrem neunzehnten Jahre lernte sie einen Mann kennen, der ihrer Neigung würdig schien und jedenfalls gehaltvoller war als viele jener Kavaliere, die sie umschwärmten. Es war dies der nachmals gefeierte Rechtsgelehrte Hofrat Dr. Johann Daniel Olenschlager, der Narciß der Bekenntnisse. Obwohl er als ein „Fremder, der sich damals in Frankfurt aufhielt", bezeichnet wird, so war er doch, wie Susanna selbst, ein Kind Frankfurts, wo er am 18. November 1711 geboren ward. Er hatte in seiner Jugend viele Reisen durch Frankreich und Italien gemacht und war besonders ein Freund der französischen Litteratur. Sein Umgang hatte etwas sehr Anregendes, wie es Goethe selbst aus eigener Erfahrung in Dichtung und Wahrheit schildert, wo er seiner (Buch IV) freundlich gedenkt, ohne indessen der Beziehung zu Susanna v. Klettenberg zu erwähnen. Olenschlager hatte zwar von auswärtigen Mächten einige Anerkennung erfahren, aber sein Wunsch, in den Rat der Vaterstadt aufgenommen zu werden, erfüllte sich erst später, als seine Verlobung mit Susanna aufgehoben war (1748). Sein Ehrgeiz ist von der schönen Seele selbst geschildert. Aber am Anfange traten die Schwächen seines Charakters weniger hervor, und die Gediegenheit seiner geistigen Bildung machte auf sie tiefen Eindruck. Er besorgte ihr inter-

eſſante Bücher, unterhielt ſich mit ihr aufs anregendſte, und doch ſchien die jüngſte durch Schönheit ausgezeichnete Tochter des Hauſes in höherem Maße ſeine Aufmerkſamkeit anzuziehen. Die Geſinnung wurde auf beiden Seiten erſt klar, als Olenſchlager bei einem kleinen Feſte unerwartet durch einen eiferſüchtigen Offizier ſchwer verwundet wurde. Wir ſind über dieſen Vorgang genau unterrichtet, da ſich die Gerichtsakten erhalten haben [11]). Durch dieſe beſtätigt ſich, was Lappenberg bereits als ein Gerücht erwähnte, daß die fatale Scene ſich im Hauſe des Stadtſchulteißen Textor abſpielte. Wir laſſen hier den Vorgang ſo folgen, wie er teils durch Olenſchlager ſelbſt, teils durch Suſanna und ihre Schweſtern, ſowie andere Glieder der aus achtzehn Perſonen beſtehenden Geſellſchaft [12]) geſchildert wird, indem wir es dem Leſer überlaſſen, die kleinen Differenzen von der Erzählung in den Bekenntniſſen ſelbſt herauszufinden.

Die Geſellſchaft fand an einem Sonntag Abend während der Herbſtmeſſe ſtatt, am 23. September 1742, in Schöff Textors Behauſung. Man brachte die Zeit ruhig mit Scherzſpielen zu, bis der ganzen Geſellſchaft aufgegeben wurde, die Frauenzimmer nach der Reihe herum zu küſſen. Als Olenſchlager wie andere Herren der Geſellſchaft faſt alle Frauenzimmer geküßt hatte und endlich in der Reihe an Frau Lieutenant Lindheimer gekommen war, ſo überfiel ihn deren Ehemann, der Heſſen-Darmſtädtiſche Lieutenant Lindheimer, ganz urplötzlich ohne eine vorher ihm weder durch Mienen noch durch Worte gegebene Urſache hinterrücks und gab ihm eine Ohrfeige, daß die Perücke ihm vom Kopfe herabflog und Fräulein Suſanna v. Klettenberg an den Kopf traf. Als Olenſchlager den Erzürnten mit der linken Hand von ſich ſtieß, zog Lindheimer ſofort den Degen und hieb ihn über den Kopf und die Hand, ſo daß er ihm zwei ſchmerzhafte, wo nicht gefährliche Bleſſuren zufügte. Hauptmann Hofmann hielt dem wütenden Mann hinterrücks die Arme, worauf noch mehrere hinzukamen und ihm wehrten. Nachgehends ging Suſanna mit dem verwundeten Freunde aus der Stube, ſo daß ſie von dem,

was weiter paſſierte, nichts ſagen konnte. Mehrere der anweſenden Herren und Damen wußten im Zeugenverhör auch wenig zu ſagen, weil die ganze Sache ſich unglaublich ſchnell vollzogen hatte.

Da Olenſchlager am folgenden Tage bei dem Rate Klage gegen Lindheimer erhob, kam es zu langen Verhandlungen, deren letztes Ergebnis nicht bekannt geworden iſt. Sein Gegner zeigte wenig Reue und fand bei der Regierung, der er diente, einen Rückhalt, ſo daß er vermutlich ſtraflos ausgegangen iſt. Das Ereignis jenes Herbſtabends blieb aber nicht ohne Folgen. Die bange Stunde, in der Suſanna dem ſchwer verwundeten Freunde, durch die Verhältniſſe genötigt, die erſte Pflege angedeihen ließ und die Wochen ungeduldigen Wartens, in denen ſie um ihn Sorge tragen mußte, ohne ihn ſehen zu dürfen, enthüllten ihr klar die längſt im Herzen ſchlummernde Neigung, und der nächſte Frühling ſah Suſanna als Braut. Die Stunden des Leidens ſind aber oft Geburtsſtunden für das innere Leben — dieſe Wahrheit beſtätigte ſich auch an der ſchönen Seele —, während ſie um den Geliebten ſich ängſtete, wurde ſie wieder an ſich ſelbſt erinnert. „Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die mir ſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf einmal weggeblaſen. Meine Seele fing wieder an ſich zu regen, allein die unterbrochene Bekanntſchaft mit dem unſichtbaren Freunde war ſo leicht nicht wieder hergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung, es war wieder etwas, aber gegen ſonſt ein großer Unterſchied.“

Sie blickt mit dieſen Schlußworten zurück auf die Kinderjahre, welche der erſten Erkrankung gefolgt waren, von denen ſie ſagte: „Ein- für allemal ſollte Gott mein Vertrauter ſein.“ Scharf, vielleicht etwas zu ſcharf beurteilt ſie ihre erſten Verſuche einer Wiederannäherung als bloße Zeremonieenviſiten, bei denen ſie immer ſchöne Kleider anlegte und ihre Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ſie vor anderen zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies. An ihrem Bräutigam fand ſie in dieſem

Taſten nach Seelenfrieden keine Stütze — er war in religiöſen Dingen Freigeiſt, und auch inbezug auf die ſittlichen Anſchauungen machten ſich bei ihm franzöſiſche Einflüſſe geltend. Dennoch bekennt Suſanna, daß ſie in ihrem Brautſtande viel durch ihn gelernt habe, obwohl auf dieſes Verhältnis keine Ehe folgte. Ihre Bemerkungen über die Bedeutung des Brautſtandes für die Charakterentwickelung des weiblichen Geſchlechts beweiſen, daß es der ſchönen Seele trotz ihres zurückgezogenen Lebens an Beobachtungsgabe und Welterfahrung nicht gefehlt hat! Wie originell iſt ihre Äußerung über den verſtändigen Bräutigam, der lieber ſich eine Hausfrau als der Welt eine Putzdocke (Zierpuppe) zu bilden ſucht! Anderſeits ſind ihr auch im Brautſtande Verſuchungen nicht erſpart geblieben, welche die Reinheit des Verhältniſſes zu gefährden drohten, aber ſie ſtand feſt, indem ihr das „ernſthaft“ ihres alten Sprachlehrers wieder einfiel. Dieſes Wort wurde mehr und mehr zu einer Loſung für ihr ganzes Leben, wie nicht nur die Bekenntniſſe, ſondern auch ihre Aufſätze über die Freundſchaft (S. 43 u. S. 52) beweiſen. Zwar nahm ihre Zärtlichkeit für den Verlobten nicht ab, aber nach und nach regten ſich immer entſchiedener neben dieſem Gefühle Empfindungen anderer Art, die ſich auf Gott richteten. Es iſt nun wohl zu beachten, daß dieſe beiden Gefühle ihr nicht in Widerſpruch zu ſtehen ſchienen. Das eheliche Leben erſchien ihr alſo nicht etwa an ſich als etwas Minderwertiges. Sie betont ausdrücklich: „Meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgend gegen meine Pflichten an.“ In gleichem Sinne ſchreibt ſie einmal (Lappenberg S. 47): „Die Zärtlichkeit iſt ſchöpfermäßig, d. h. vom Schöpfer ſelbſt angeordnet.“ Hier iſt die Linie der evangeliſchen Lebensanſchauung alſo entſchieden feſtgehalten im Gegenſatze zu dem Lebensideale mittelalterlicher Frömmigkeit, bei dem die Eheloſigkeit einen weſentlichen Beſtandteil ausmachte.

Erſt allmählich ward ihr offenbar, daß ſie in dem Ehebunde, der ſie erwartete, ein volles Glück nicht finden würde, weil ſie

ihrem innerſten Weſen nach nicht mehr zu dem von ihr geliebten Manne ſtimmte. Während ſein Sinn bei aller Gediegenheit der Bildung doch ſehr an den Freuden hing, welche man in der großen Welt liebt, fühlte ſie immer klarer, daß für ſie das unruhige Treiben, in das ſie beſtändig verwickelt ward, eine Seelengefahr bedeutete. Sie machte die Beobachtung, daß ſie nicht immer Troſt im Gebete fand.

„Es war mir wie einem, der ſich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach und bemerkte deutlich, daß alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt, ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen.“

Nun war die zweite Frage: Was verhindert dieſe Richtung? Mit außerordentlicher Gewiſſenhaftigkeit ging ſie an dieſe Frage heran und bemerkte bald, daß die gerade Richtung ihrer Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtört würde. Sie fing nun an, ſich mit der Frage zu beſchäftigen, ob Tanzen, Spiele und Ähnliches erlaubt ſei. In dieſer Zeit hat ſie wohl den Grund gelegt zu ihrer an edlen Erbauungsſchriften ungemein reichen Bibliothek, aus deren noch erhaltenen Verzeichniſſe ſich ergiebt, mit welch heiligem Ernſt ſie ſich über das Weſen der Bekehrung Aufſchluß zu verſchaffen ſuchte. Die beſten Namen aus allen Zeiten und allen Konfeſſionen treten uns da entgegen, Auguſtin, Tauler, Thomas a Kempis, Johann Arndt, Spener, Fenelon, Bernieres, Rambach, Ötinger, Lavater u. ſ. f. Gerade über die ſogenannten Mitteldinge wurde damals ein heftiger Streit geführt, wobei beſonders der Halliſche Pietismus ſcharf vorging. Suſanna entſchied ſich für die ſtrengere Obſervanz. Und doch iſt es charakteriſtiſch, daß ſie von ihrem Verlobten lediglich Freiheit für ihre Perſon forderte, ohne ſeine Freiheit in Frage zu ſtellen, daß ſie überhaupt von allem geſetzlichen Weſen ſich fern hielt.

Ja sie spricht es geradezu aus, daß es sich um Dinge handelte, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen könnten. „Warum waren sie mir nicht unschuldig"? fragt sie aber weiter. Und die Antwort ist vorzüglich fein. „Eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht, wie andere meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war." Sie gesteht noch mehr zu: „Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, was mich damals irre machte, ja Meister über mich zu werden drohte!" Später hat sie bei einem vorübergehenden Aufenthalte an einem fremden Hofe sogar ohne Gewissensbedenken wieder an vielen Dingen sich beteiligt, die ihr in jener kritischen Zeit ihrer Jugend als schädigend erschienen. Ihr Standpunkt entspricht ganz der von dem Apostel Paulus im Römerbrief (Kap. 14, 23) aufgestellten Regel inbezug auf das Essen des Opferfleisches: „Wer darüber zweifelt und isset doch, der ist verdammt, denn es geht nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde."

So wenig also die schöne Seele aus ihren eigenen Erfahrungen bindende Gesetze für andere ableitete, so wenig war sie bereit, sich ihre Freiheit von anderen beschränken zu lassen, nachdem sie zur inneren Klarheit hindurch gedrungen war. Sie handelte auch ihrem Verlobten gegenüber in diesem Sinne. Er konnte sich in ihre Ansichten nicht schicken, und auch einige der Familienglieder, besonders der Vater, suchten sie von ihren Anschauungen abzubringen, während die Mutter sich rasch auf ihre Seite stellte. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich, sie zeigte, wie sie selbst sagte, einen „männlichen Trotz", indem sie erklärte, daß sie zwar bereit sei mit dem Verlobten auch ferner und bis ans Ende ihres Lebens alle Widerwärtigkeiten zu teilen, daß sie aber für ihre Handlungen völlige Freiheit verlange. In gleichem Sinne hat sie nachmals ausführlich sich ausgesprochen in einem Aufsatze vom billigen und unzeitigen Nachgeben, der einen vollständigen Kommentar für ihre frühere Handlungsweise bietet und deshalb für das Verständnis der Bekenntnisse besonders wichtig ist. Da

ſchreibt ſie (S. 70): „Da kein Menſch, auch der allervertrauteſte Freund nicht, imſtande iſt, ſo genau zu prüfen, was meinem geiſtlichen Wohle förderlich oder hinderlich iſt, als ich dies ſelbſt thun kann, und es ſich alſo leicht zutragen kann, daß mein innigſt vertrauter Herzensfreund mir etwas zumutet, das gar nicht gegen die göttlichen Gebote iſt, das er ſelbſt auch ſchon oft ohne Schaden gethan, ich aber kann es nicht thun, ohne meine Seele zu verwunden, ſo muß ich ja Gott mehr zu gefallen ſuchen als dem liebſten Freunde und ihm alle Zumutung abſchlagen. So vielerlei die Menſchen ſind, ſo mancherlei ſind ihre Seelenführungen, und mich bedünkt, der Grund dieſes Unterſchiedes liege in der innerſten Beſchaffenheit unſeres Geiſtes. Wie nicht einem Körper das zuträglich iſt, was der andere gut befindet, ſo geht es auch im Geiſtlichen.“ Die letzte Anſpielung auf das hygieniſche Gebiet erinnert an die ähnliche Bemerkung Suſannas in den Bekenntniſſen, daß das Räſonnement des größten Arztes ſie nicht bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von vielen ſehr geliebte Speiſe zu ſich zu nehmen, ſobald ihr ihre Erfahrung beweiſe, daß ſie ihr jederzeit ſchädlich ſei, wie ſie den Gebrauch des Kaffees zum Beiſpiel anführen könnte; daß ſie aber noch viel weniger ſich irgendeine Handlung, die ſie verwirrte, als für ſich moraliſch zuträglich aufdemonſtrieren laſſe. Intereſſant ſind auch die beiden Schlußſätze des angeführten Aufſatzes über das Nachgeben:

1. Die Liebe befiehlet mir, in alledem, was ich nicht mit gutem Willen von meinem Freunde erhalten kann, ihm eher nachzugeben, als das Band der Eintracht zu verletzen; ſtößet aber ſein Begehren im Geringſten an die feſtgeſetzten Regeln an oder beleidiget, wo nicht mein Gewiſſen (wenn man dieſen Ausdruck im genaueſten Sinne nimmt), doch meiner Seele Beſtes, und zwar nur im geringſten Grade — ſo giebt man nicht nach.

2. Ob unſer Nachgeben oder unſer Widerſetzen rechter Art ſei oder nicht, können wir aus ſeinem Zwecke beurteilen; iſt dieſer

wahre Liebe und nicht Anhänglichkeit, Menſchenfurcht oder Gefälligkeit, ſo iſt es rechter Art; hat unſer Widerſpruch Gottes Ehre, des Nächſten oder mein eigenes Seelenwohl zum Zwecke, ſo iſt er billig, und ſollte er noch ſo hart ſcheinen."

Zwar beziehen ſich dieſe Bemerkungen zunächſt auf das Verhältnis ſolcher Menſchen, die in einem chriſtlichen Freundſchaftsbunde ſtehen, aber ſie gelten natürlich um ſo mehr für die Beziehungen eines rechten Chriſten zu ſolchen, die nicht auf einem Grunde mit ihm ſtehen. Es iſt auch kaum zu bezweifeln, daß Suſanna beim Schreiben jenes Aufſatzes an ihre eigenen Erfahrungen im Brautſtande gedacht hat.

Die Sache ward indeſſen immer ernſthafter. Wohl trat der Vater ſchließlich ganz auf die Seite ſeiner tapferen Tochter, als ſie ihm erklärte, welchen Zwang ſie ſich ſeit zwei Jahren angethan habe, wie gewiß ſie ſei, daß ſie recht handle, und daß ſie bereit ſei, dieſe Gewißheit mit dem Verluſte des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glückes, ja, wenn es nötig wäre, mit Hab und Gut zu verſiegeln, daß ſie lieber Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen und ihr Brot in der Fremde verdienen, als gegen ihre Einſichten handeln wolle — aber der Freund hatte kein Verſtändnis für ihre Gewiſſensbedenken, er fürchtete ſich äußerſt „vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt giebt". Er zog ſich allmählich zurück, ohne das Verhältnis geradezu aufzulöſen, ſie aber gab ihn frei! Im Jahre 1747 erklärte Suſanna ihren Verwandten und Freunden geradezu die Sache für abgethan, und ſie war es auch. Später bot Olenſchlager ihr zwar noch einmal, als er die lang erwünſchte Beförderung erreicht hatte und in den Senat gewählt worden war (1748), ſeine Hand an, aber unter der Bedingung, daß ſie als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, ihre Geſinnung zu ändern hätte — doch ſie blieb feſt bei ihrem Entſchluſſe, und kurze Zeit darauf vermählte ſich der inzwiſchen in den Adelsſtand erhobene Ratsherr v. Olenſchlager mit einer Tochter des angeſehenen Frankfurter Rechtsgelehrten Dr. Orth.

Susanna war mit dieser Wendung ganz zufrieden, da sie ihn „nach seiner Art“ glücklich wußte, lehnte aber ihrerseits einige Heiratsanträge ab, die sie in dieser Zeit erhielt. Über das eheliche Leben Olenschlagers wird Ungünstiges berichtet; er soll auch als Gatte seine französischen Anschauungen beibehalten haben und deshalb mit seinem sittlich strengen Schwiegervater in einen Konflikt geraten sein; allein die Quelle, aus der diese Nachricht stammt (es ist eine Mitteilung des Arztes Senckenberg), ist trübe. Daß Olenschlager das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Maße genoß, beweist der Umstand, daß er mehrmals die höchsten Ehrenämter in der Stadt bekleidet hat. Der Reichshofrat Senckenberg hat selbst seinem Bruder einmal seine Abneigung gegen den Herrn v. Olenschlager verwiesen, da er sich doch bemühte, den dritten der Brüder, den verwahrlosten Senator Senckenberg, nach Kräften zu verteidigen. Nicht ohne Bedenken erwähnen wir hier auch ein Gerücht, dessen Varnhagen v. Ense gedenkt[13]). Danach hat Susanna Olenschlager gebeten, ihr nicht zu verhehlen, wenn er einem anderen Frauenzimmer gewogen sein würde, worauf er ihr beteuert habe, daß das gegenwärtig nicht der Fall sei mit Hinzufügung der Verwünschung, wenn er falsch rede, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen. Als er sich vermählt habe, sei wirklich der erste Sohn, der ihm geboren wurde, taub und blind gewesen. Thatsache ist nur, daß dieser Sohn einen Sprachfehler hatte, der ihn übrigens nicht hinderte, Artillerielieutenant und später Forstmeister zu werden; vermutlich hat dieser beklagenswerte Umstand Anlaß gegeben zur Bildung jener Tradition, die wir als grundlos ansehen, da die Bekenntnisse Olenschlager nicht im Lichte der Falschheit erscheinen lassen, sondern sein allmähliger Rückzug ebenso aus seiner Weltanschauung sich ableiten läßt, wie Susannas Entschluß aus ihrer Gesinnung sich erklärt. Lappenberg hat gezeigt, daß die meisten Überlieferungen, die ihm bekannt geworden, mehr gestört als gefördert hätten — so mag es auch mit dieser Tradition sich verhalten.

Suſanna v. Klettenberg und ihre Familie blieben ſogar in beſtändiger Beziehung zu Herrn v. Olenſchlager. So erſcheint er bei dem 1766 abgeſchloſſenen Ehevertrag einer Couſine von Suſanna, des Fräulein Louiſe Eleonore v. Klettenberg, neben dem Vater Suſannas, als erbetener Zeuge. Auch ſcheint er ſelbſt der ehemaligen Verlobten ein freundliches Angedenken bewahrt zu haben. Lappenberg macht darauf aufmerkſam, daß er ſeinem vierten Kinde die Namen Katharina Suſanna beilegen ließ, und auch die folgende Tochter, nachdem jene gleich nach der Geburt geſtorben war, die Namen Katharina Suſanna Maria erhielt.

Wir ſtellen an den Schluß dieſes Abſchnittes zwei Lieder von Suſanna, welche zu den von ihr ſelbſt als „Anfangsliedern" bezeichneten gehören. Wenn ſie auch in einer ſpäteren Zeit ihres Lebens entſtanden ſind, ſo geben ſie jedenfalls die Stimmung, welche nach jenem heroiſchen Verzicht ſie beſeelte, in vorzüglicher Weiſe wieder (Lappenberg Nr. I und IV).

### Jeſus.

„Lieber arm, als ohne Jeſus
Reich an Pracht und Herrlichkeit,
Lieber krank, als fern vom Heiland
Friſch die ganze Lebenszeit,
Ja, viel lieber nie geboren,
Als von dieſem Freund getrennt.
Eine Welt bei Ihm verloren
Iſt Gewinn, wenn man Ihn kennt[14])."

„Laßt mir mein Maria-Teil,
Laſſet mich zu Jeſu Füßen
Unverrückte Ruh' genießen:
Dafür ſind mir Kronen feil."

# IV.

## In der Schule des Halliſchen Pietismus.

Der hier zu ſchildernde Zeitraum umfaßt etwa zehn Jahre. Er beginnt mit der um 1747 erfolgten endgültigen Aufhebung der Verlobung und währt bis zu der bedeutſamen Wendung des inneren Lebens, welche Suſanna der Brüdergemeinde näher brachte und um 1757 erfolgt iſt. In dieſer ganzen Zeit ſtand Suſanna weſentlich unter dem Einfluſſe des Halliſchen Pietismus. Ihre Geſchichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menſchen neugierig, das Mädchen zu ſehen, das Gott mehr ſchätzte als ihren Bräutigam. So trat ihr zunächſt eine Anzahl Perſonen näher, welche, ohne gerade von der Kirche ſich fern zu halten, doch einen Kreis für ſich im Sinne der Spenerſchen „Kirchlein in der Kirche“ bildeten [15]).

Philipp Jakob Spener, ehemals Senior der evangeliſch-lutheriſchen Geiſtlichkeit in Frankfurt, hatte in ſeinen „frommen Wünſchen“ (1675) eine Reihe wichtiger Vorſchläge zur Erneuerung des kirchlichen Lebens veröffentlicht und damit den Anſtoß zu der ſogenannten pietiſtiſchen Bewegung gegeben, welche eine geſunde Gegenwirkung gegen eine tote Rechtgläubigkeit bildete, wie ſie beſonders im 17. Jahrhundert in unheilvoller Weiſe ſich geltend gemacht hatte. Die Forderung, daß der chriſtliche Glaube im chriſtlichen Leben ſich bethätigen müſſe, das ernſte Dringen auf eingehendere Beſchäftigung mit der heiligen Schrift, die Warnung vor fruchtloſen Streitigkeiten hatten ein lebhaftes Echo geweckt.

Beſonders hatte Spener Unterſtützung an Auguſt Hermann Francke, dem bekannten Stifter des Waiſenhauſes in Halle, gefunden, der vor allem auf die Notwendigkeit einer gründlichen Bekehrung drang, wie er ſie ſelbſt erfahren hatte und ſchärfer noch als ſein geiſtlicher Vater vor jeder Vermiſchung mit der Welt und ihren Freuden warnte. Franckes Schüler bildeten die Gedanken des Meiſters noch weiter aus, ſo daß man wohl mit Suſanna v. Klettenberg von einem eigentlichen Halliſchen Bekehrungsſyſtem ſprechen darf. Nach dem Tode Franckes war beſonders Johann Jakob Rambach, der eine Zeit lang deſſen Profeſſur zu Halle bekleidete und (1735) zu Gießen geſtorben iſt, bemüht, dieſe Methode zu vertreten.

Eine Tochter dieſes berühmten Theologen war an den Pfarrer Griesbach in Frankfurt verehelicht und bildete die Seele jenes Kreiſes, mit welchem Suſanna in Berührung kam. Ihr Sohn wurde gleichfalls ein hervorragender Gottesgelehrter, Johann Jakob Griesbach, der ſich um das Bibelſtudium verdient gemacht hat. Sie ſelbſt war auch, wie Goethe bezeugt, geiſtig bedeutend, aber zu ſtreng, zu trocken, zu gelehrt.

Damit ſtimmt auch die Charakteriſtik überein, welche die ſchöne Seele ſelbſt in den Bekenntniſſen von ihr gegeben hat. Aber anfangs räumte ſie dieſer Freundin viel ein und ergab ſich völlig dem von ihr vertretenen Halliſchen Bekehrungsſyſtem, obgleich ihr ganzes Weſen auf keinem Wege dazu paſſen wollte. Sie hat ſpäter darüber geſchrieben: „Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eigenen Selbſts ohne fremde Formen in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſein?“ Sie gab ſich lange redlich Mühe, das, was die offenbar ſehr ernſt geſinnten Freunde ihr ſchilderten, auch ſelbſt zu erleben; aber ſie machte nicht die gleichen Erfahrungen, wie man ſie ihr ſichtlich aufzunötigen ſuchte. Während nach jenem Syſtem die Herzensänderung mit einem tiefen Schrecken über die Sünde, ja mit einem Vorſchmacke der Hölle, beginnen muß und durch die

zeitweilige Rückkehr dieſer Empfindungen ſich als echt erweiſen ſoll, ſo traf das alles bei ihr weder nahe noch ferne zu. „Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte“, ſchreibt ſie in den Bekenntniſſen, „ſo ließ er ſich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen und wußte auch, wo ich es noch war, aber die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angſt.“ Wir reihen hier ein Lied ein (Nr. III bei Lappenberg), welches im weſentlichen dieſer Stimmung entſpricht, wenn es vielleicht auch erſt ſpäter entſtanden iſt.

An Ihn.

„Wie kindlich darf ich mit Ihm ſprechen!
Er gönnt mir ſtets ein offnes Ohr.
Ich trag' Ihm alle mein' Gebrechen
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es meinem Herzen,
Denn Er, Er nimmt an meinen Schmerzen,
Den zärtlichſten und treu'ſten Teil.
Umſchließt Er mich mit ſeinen Armen,
Und tröſtet mich durch Sein Erbarmen,
So werden meine Wunden heil!“

Auch die Aufſätze über chriſtliche Freundſchaft ſpiegeln die gleiche Stimmung einer ruhigen Hingabe an den unſichtbaren Freund wieder. Wenn ſo die Darſtellung der Bekenntniſſe hier eine Beſtätigung durch authentiſche Äußerungen der ſchönen Seele erhält, ſo gilt dies nicht von den ſich an jene oben angeführte Stelle unmittelbar anreihenden Bemerkungen über Hölle und Teufel. Es iſt wohl ſicher, daß Suſanna in ihren letzten Jahren zu Anſchauungen kam, welche der hergebrachten Dogmatik nicht entſprachen — auch tritt in ihren Schriften der Gedanke des Satans ſehr zurück —, aber er fehlt doch nicht ganz, weder in den Aufſätzen (S. 36, 53 und 64), noch in den Liedern (Nr. VI, XIV und XV). Es iſt zuzugeſtehen, daß die von ihr angewandten Wendungen ſich von den kraſſen Ausdrücken fern halten, wie ſie ſich in vielen Schriften ihrer Zeitgenoſſen finden; doch iſt es bei Suſannas peinlicher Gewiſſenhaftigkeit kaum denkbar,

daß ſie folgende in den Bekenntniſſen enthaltene Stelle ſelbſt geſchrieben habe: „Die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Quälorts nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreiſe meiner Ideeen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, ſo unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen.“ Vermutlich hat Goethe an dieſer Stelle ſpätere Äußerungen der Jugendfreundin, die ſich in ſolcher Richtung bewegten, eingeſchaltet.

Suſannas Stillleben wurde übrigens mehrfach unterbrochen; zunächſt durch eine für ſie ſehr ungewohnte Sache, eine größere Reiſe. Ihre jüngſte Schweſter hatte an einem Hofe Stellung als Hofdame gefunden, und Suſanna begleitete ſie zu dem neuen Aufenthaltsorte, um ſie dort einzuführen. Sie machte nun alle Zeremonieen gelaſſen mit, ohne ſtarke Eindrücke dabei zu empfangen; mußte aber ſich in vieles wieder ſchicken, was ſie lange aufgegeben hatte [16]).

Wir haben keinen Grund, an der Geſchichtlichkeit dieſer Reiſe zu zweifeln. Einzelne Äußerungen Suſannas, wie auch ihrer jüngſten Schweſter in den Aufſätzen über die Freundſchaft legen die Vermutung geradezu nahe, daß beide einmal Gelegenheit hatten, an einem Hofe ſelbſt einige Zeit zu verweilen. Der zweite Aufſatz Suſannas: „Von Beobachtung der ſittlichen Pflichten bei einer chriſtlichen Freundſchaft“ nimmt überall auf die Frage Rückſicht, wie ſich der Chriſt gegenüber den in der großen Welt üblichen Formen zu verhalten habe, und die hier aufgeſtellten Umgangsregeln entſprechen ganz ihrem eigenen maßvollen Verhalten bei Hofe, wie es die Bekenntniſſe ſchildern. Auch Magdalena v. Klettenberg hat in einem ihrer Aufſätze (Delitzſch, S. 129) auf das Leben am Hofe Bezug genommen.

Als Suſanna heimkehrte, erwartete ſie eine Probe anderer Art. Sie bekam infolge der ihr ungewohnten Lebensweiſe einen Blutſturz, ſo daß ſie wieder eine neue Lektion aufzuſagen hatte.

Die Krankheit Susannas führte zwar nicht zu dem Tode, dem sie heiter und ruhig entgegensah — sie ward, „indem sie Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten“ — aber die zurückbleibende merkliche Schwachheit wurde für sie doch sehr peinlich, als beide Eltern ihrer Pflege bedurften. Die Mutter war bereits im Jahre 1751 schwer leidend geworden und blieb es bis zu ihrem fünf Jahre später erfolgten Ende; aber auch der Vater wurde bald elend. Susanna wurde dadurch genötigt, obgleich selbst viel kränklich, sich der Pflege der Eltern zu widmen und allmählich die Führung des Haushalts zu übernehmen[17]). Aber diese Mühewaltung war das Geringste; tiefer war der Schmerz, den ihrem Herzen das Mitgefühl mit den geliebten Eltern bereitete. Wie alle edlen Seelen, duldete sie mehr unter dem Leiden ihrer Lieben als unter dem eigenen. Aber sie bestand auch in dieser Probe. „Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones[18]) hatte ich gesucht und gefunden, und das war, was mir alles erleichterte. Wie ein Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach dem Schutzort, wenn auch alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.“

Was sie dann über die Gebetserhörung hinzufügt, gehört mit zu dem Besten, was je darüber geschrieben worden ist. Sie betont ausdrücklich, wie wenig auf diesem Gebiete die eigenen Erfahrungen für andere Beweiskraft haben, sagt aber doch: „Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Atemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei. Er war mir nahe, ich war vor ihm.“ Sie polemisiert in diesem Zusammenhange geradezu, wenn auch ohne Namen zu nennen, gegen Lavater, der in seiner Schrift: „Über die Kraft des Gebets“ um Mitteilung authentischer Gebetserhörungen gebeten hatte und sich auch in seinem Aufgenötigten Glaubensbekenntnisse (1773) in solchem Sinne aussprach. Sie hat zwar in vielen Stücken mit diesem hochgefeierten Manne sympathisiert, aber sich trotz aller

Verehrung nicht gescheut, ihre eigenen Ansichten ihm gegenüber entschieden geltend zu machen.

Wie stellte sich Susanna in dieser Zeit zu der offiziellen Kirche? Es gab in Frankfurt seit Speners Zeit immer einzelne unter den Stillen im Lande, welche sich gänzlich vom Gottesdienste der lutherischen Gemeinde fernhielten. Jener Freundeskreis aber, in dem Susanna sich bewegte, hielt sich zur Kirche so lange, bis die Ansichten der Brüdergemeinde in dieser Gesellschaft Einfluß gewonnen und eine zeitweilige Entfremdung gegenüber dem Volkskirchentum herbeiführten. Bis zu diesem Momente, in welchem der separatistische Zug zum Durchbruch kam, war Senior Dr. Frese nius der hochverehrte geistliche Berater jenes eng verbundenen Freundeskreises.

Es ist derselbe Geistliche, welcher auch Goethes Eltern getraut und ihn selbst getauft hat [19]). Der Dichter hat ihn auch in Dichtung und Wahrheit (Bd. IV) rühmlich erwähnt, indem er von ihm geschrieben hat: „Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, war ein sanfter Mann von schönem gefälligen Ansehen, welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt, als exemplarischer Geistlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgesonderten Frommen nicht im besten Rufe stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessierten freigeistischen Generals (v. Dyhern) berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte." Er hatte früher in Darmstadt als Hofdiakonus gewirkt, weshalb es nahe lag, ihm in den Bekenntnissen den Titel eines Oberhofpredigers zu geben, der in Frankfurt nicht üblich war. Seit 1743 war er Pfarrer in Frankfurt, seit 1748 nach Dr. Walthers Heimgang Senior der lutherischen Geistlichkeit. Er vertrat den Standpunkt der lutherischen Rechtgläubigkeit nach den verschiedensten Richtungen hin, gegen Katholiken, Reformierte, Separatismus und Aufklärung; doch war er einem gemäßigten Pietismus nicht abhold. Deshalb konnte er auch lange das Vertrauen des Klettenbergschen Kreises

behaupten — um so mehr, als manche Glieder dieses Kreises erst durch ihn selbst zur Sinnesänderung geführt worden waren. Dies gilt wohl besonders für die Schwestern Susanna und Magdalena v. Klettenberg. Die jüngere Schwester bezeichnet Fresenius in dem ihm gewidmeten Trauergedicht geradezu als ihren teuersten geistlichen Vater; daß aber auch die schöne Seele durch seinen Einfluß zu ihrem Verzicht getrieben ward, schließen wir aus folgender Stelle einer von Pfarrer Griesbach herrührenden Lebensbeschreibung jenes Geistlichen:

„Vornehmlich gelang es dem Herrn im Jahre 1747 durch seinen Dienst, viele, sonderlich junge Personen, so kräftig zu erwecken, daß man darunter eine besondere Gnadenzeit, welche auch einige Jahre nacheinander anhielt, erkennen mußte. Manche unter den damals erweckten und meistens auch nachmals redlich bekehrten Seelen waren vorher von so feinen Sitten und unsträflichem Wandel, daß sie sich selbst für längstens bekehrt ansahen, wie sie denn auch wohl von anderen dafür angesehen worden, und wäre es möglich, mit bloß äußerlicher Ehrbarkeit selig zu werden, so wären es gewiß diese Personen worden. Da aber der Herr durch den sanft durchdringenden Vortrag unseres seligen Lehrers sie ermunterte, ihren so scheinbaren guten Zustand genauer zu prüfen, so gingen ihnen bald die Augen auf. Die meisten davon drangen bald zu einer gänzlichen Sinnesänderung durch und zerrissen mit großem Mut und Ernst die subtilen Bande der weltlichen Eitelkeiten (wobei es zwar, wie leicht zu erachten, nicht ohne Aufsehen unter ihrer vorigen Gesellschaft und daher entstehenden Spott und Verachtung abging, welches aber jene redlichen Seelen vielmehr zu neuem Eifer auf dem schmalen Wege fortzulaufen anreizte“)[20]. Der Verfasser scheint hier geradezu Susanna v. Klettenberg im Auge gehabt zu haben, welche eben im Jahre 1747 ihre Verlobung endgültig auflöste.

Man fügte sich im Klettenbergschen Kreise auch dann noch eine Zeit lang der ehrfurchtgebietenden Autorität des Seniors, als er seit diesem Jahre in schärfster Weise gegen die Brüdergemeinde

ſich wandte, indem er ſeine Bewährten Nachrichten von Herrnhutiſchen Sachen herausgab, welche heftige Angriffe auf Zinzendorf, den Stifter jener Gemeinde, enthielten. Wohl hatten die Herrnhuter viele Berührungspunkte mit dem Pietismus, ſofern auch ſie auf ernſtliche Abkehr von der Welt und Hingabe an den Herrn drangen, aber ihr Chriſtentum hatte einen mehr freudigen Charakter, und ſie ſahen beſonders in einem gewiſſermaßen vertraulichen Verkehre mit dem Heilande die Hauptaufgabe lebendiger Frömmigkeit. Dabei fehlte es aber nicht an recht bedenklichen Überſchwenglichkeiten, gegen welche Freſenius ſeine Polemik richtete, wobei er allerdings ſich ſelbſt von Übertreibungen nicht freihielt und dadurch den Grundſatz der Billigkeit verletzte.

Daß auch Suſanna unter ſeinem Einfluſſe anfangs den Grafen Zinzendorf für einen argen Ketzer hielt, iſt nicht bloß durch die Bekenntniſſe bezeugt, ſondern auch durch eine Stelle ihres Aufſatzes: Von der Kindern Gottes unanſtändigen Tändelei mit Freunden. Hier heißt es: „V. Auch ſelbſt die hohe, heilige Liebe, die eine begnadigte Seele zu ihrem Erlöſer trägt, ſucht der Feind mit Tändelei zu verſtellen, ja wohl gar dadurch auszulöſchen. An der Möglichkeit der Sache kann niemand zweifeln, der die unſeligen Ausſchweifungen einer gewiſſen Brüdergemeinde bedenkt, da man die höchſten und heiligſten Dinge zu einem bloß ſinnlichen Spielwerk macht.“ Dahin gehört auch folgende Stelle (Lappenberg, S. 37): „Manchmalen leben wir in einem Zeitpunkte, wo viele falſche Propheten, in Schafskleidern verhüllet, ausgehen, und wir müſſen alsdann mit Betrübnis wahrnehmen, daß auch unſere beſten Freunde ſich vor ſolcher Geiſter betrüglicher Lockſpeiſe nicht genug in Obacht nehmen.“ Alſo ſtand die ſchöne Seele anfangs durchaus auf der Seite ihres geiſtlichen Beraters, deſſen Predigten ſie mit großer Neigung hörte. Aber ſie achtete auch ſeine Kollegen, unter welchen damals beſonders einer hervorragte, der heute noch in ganz Deutſchland durch ſeine Erbauungsſchriften wohl bekannte Johann

Friedrich Starck. Es ist der Vater des Pfarrers Johann Jakob Starck, der mit der Schwester der Frau Rat vermählt war. Trotz verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Textorschen Hause ist dieser ausgezeichnete Seelsorger weder in Dichtung und Wahrheit, noch in den Bekenntnissen erwähnt; aber an ihn und Pfarrer Griesbach ist vor allem zu denken, wenn die schöne Seele von Kollegen des Oberhofpredigers redet, die ihr wert gewesen seien.

# V.

## Der Christ in der Freundschaft.

Ehe wir zur Schilderung der eigentlichen Entscheidungsstunde in Susannas innerem Leben übergehen, haben wir noch des engeren Freundschaftsbundes zu gedenken, welcher sie und ihre Schwester Magdalena mit dem Philo der Bekenntnisse, dem Hofrate Friedrich Karl v. Moser, verknüpfte und den Anlaß zur Entstehung des in der Überschrift genannten, schon früher mehrfach erwähnten lieblichen Büchleins geboten hat. Denn die ersten Beziehungen zu Herrn v. Moser, sowie die Abfassung dieser Aufsätze über christliche Freundschaft, fallen noch in die Zeit, in der Susanna unter pietistischer Leitung stand [21]).

Es lohnt sich, etwas näher auf die Persönlichkeit Mosers einzugehen, da er nicht nur auf die schöne Seele einen viel tiefer gehenden Einfluß als Olenschlager ausgeübt, sondern überhaupt eine gewisse Bedeutung für seine Zeit gehabt hat, die in den Bekenntnissen selbst wenig hervortritt [22]). Der Vater des zu Stuttgart am 18. Dezember 1723 geborenen Friedrich Karl v. Moser war jener unerschrockene Kämpfer für das Recht, Johann Jakob Moser, dessen Name mit Württembergs Geschichte innig verknüpft ist. Er ist aber auch in christlichen Kreisen durch seine Kirchenlieder bekannt geworden. Eine Zeit lang stand er der Brüdergemeinde nahe, besonders während seines Aufenthaltes in Ebersdorf. Über seine Erziehungsgrundsätze äußerte er sich selbst: „Die Kinder wurden dem Herrn und nicht der Welt erzogen

und lebten innerhalb des Kreises der Brüdergemeinde höchst vergnügt und gerne." Diese Jugendeindrücke blieben in des jungen Mosers Seele unauslöschlich haften, und wenn er auch nicht den Herrnhutern sich anschloß, so begleitete ihn doch das Ebersdorfer Gesangbuch zu den mancherlei Orten, zu welchen ihn das Schicksal führte.

Die Stadt Frankfurt betrat er 1745 zum erstenmale, als er in Begleitung seines Vaters zum kaiserlichen Wahltag reiste. Im Jahre 1749, ging er wieder mit dem Vater nach Homburg vor der Höhe und wurde 1749, nachdem er zum Hofrat befördert worden, Gehilfe an einer jüngst erst errichteten Staats- und Kanzlei-Akademie zu Hanau. In diesem Jahre vermählte er sich mit einer Witwe, die der Vater eine sehr rechtschaffene Frau nannte, mit der er aber, wie es scheint, keine ganz glückliche Ehe geführt hat. Im Jahre 1751 ließ er sich in Frankfurt dauernd nieder, wo er fünfzehn Jahre lang sich aufhielt, meist mit Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Linien der hessischen Fürstenfamilie beschäftigt. Er hat die Stadt sehr lieb gewonnen; er nennt sie später die „gute Stadt, der er so viel frohe und glückliche Tage zu verdanken habe". Hier erschienen viele seiner zahlreichen Schriften, durch welche sich vor allem eine in jener Zeit seltene Begeisterung für deutsches Wesen gleich einem goldenen Faden hindurchzieht.

Neben seiner glühenden Vaterlandsliebe machte sich aber in seinen Schriften noch die entschiedene Abneigung gegen alle Freigeisterei geltend. Zwar schritt er, wie er selbst sagt, mit dem Geiste seiner Zeit fort, las auch mittelmäßige Bücher, blätterte auch in dem Ansehen nach schlechten, lernte aus allen — aber seine religiöse Gesinnung blieb die gleiche, auch als sein sonstiger Gesichtskreis sich erweiterte.

Diesen Standpunkt vertritt er nicht allein in religiösen und philosophischen Abhandlungen, sondern auch auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Äußerung über seine Stellung zu seinem juristischen Berufe:

Die Natur habe ihm ein zärtliches Herz verliehen, die Luft des Gerichtshofes aber ſei rauh und ſpröde, er möchte aber ſein Herz nicht verhärten laſſen. Seine ernſt chriſtliche Geſinnung offenbart ſich auch in dem viel geleſenen Buche: „Der Herr und der Diener“ (Frankfurt 1759), in dem er ſich höchſt freimütig ausgeſprochen hat.

Moſer hat auch für die Schäden im kirchlichen Leben ſeiner Zeit einen ſehr klaren Blick gezeigt. Das beweiſt ſeine Äußerung[23]): „Der Glaube, das einzige Mittel der Seligkeit, iſt geringer geworden, die Artikel des Glaubens haben zugenommen.“ Über die Fehler der Geiſtlichen hat er ſich offen ausgeſprochen. Seine Stellung zu der Aufklärung charakteriſiert ſich durch folgende zwei Citate, deren eins der Vernunft ihre Grenzen in Glaubensſachen anweiſt, während das andere doch wider die Verachtung der Vernunft Proteſt einlegt. „Die geſunde Vernunft muß in übernatürlichen Dingen weichen und ſich gefangen geben, denn Gott vermag überſchwenglich, ja alles und mehr zu thun, als die geſunde Vernunft verſteht.“ Daneben aber ſteht der andere Satz: „Weil wir die Vernunft gefangen nehmen ſollen unter den Gehorſam des Glaubens, ſo treiben ſie es noch weiter und ſchlagen, um in dieſem Gleichniſſe fortzuſetzen, den Gefangenen lieber gar tot.“ Goethe hat die Schriften Moſers geſchätzt und ihn auch in Dichtung und Wahrheit ehrenvoll erwähnt. Er betont einmal, daß Moſer einen gründlich-ſittlichen Charakter hatte. Sehr günſtig lautet auch das Urteil R. v. Mohls über ſeine Schriften: „Solche grelle Streiflichter, geworfen nach allen Seiten der geſellſchaftlichen Ordnung, namentlich aber nach deren Spitzen, eine ſolche rückſichtsloſe Bloßlegung der ſtaatlichen Unfähigkeit und Pflichtwidrigkeit jeder Art in allen Ständen bis zu den höchſten, eine ſolch ſichere und unerſchrockene Unterſuchung der Herzen und Nieren der Fürſten, eine ſo naive Preisgebung der in einem reichen und vielbewegten Leben teuer erkauften Erfahrungen im Geſchäftsleben und in der Menſchenkenntnis: ſolche Eigenſchaften ſind in der Litteratur aller Völker ſehr ſel-

tene Erſcheinungen, in der deutſchen waren ſie ohne Vorgang [24])."

Im Jahre 1766 verließ Moſer Frankfurt, um in den Dienſt Joſephs II. einzutreten, nachdem er inzwiſchen durch den Kaiſer in den Adelsſtand erhoben worden war. Aber er blieb nicht lange in Wien, ſondern trat wieder in heſſiſchen Staatsdienſt, indem er ſeine Kräfte nunmehr der Darmſtädter Linie weihte, mit der er auch früher ſchon in Beziehung getreten war. Dieſe neue Stellung verwickelte ihn jedoch allmählich in fatale Streitigkeiten, ſo daß er ſich von aller öffentlichen Thätigkeit zurückzog. Er iſt zu Ludwigsburg am 10. November 1798 geſtorben, hat alſo die Herausgabe der Bekenntniſſe, in denen ihm eine ſo bedeutſame Rolle zufiel, noch erlebt.

Über das Verhältnis Moſers zu Suſanna iſt bereits oben das Wichtigſte geſagt worden. Von einer Liebelei kann nicht die Rede ſein, wenn auch einzelne Stellen in den Bekenntniſſen eine ſolche Annahme nicht ausſchließen. Wie Suſanna ſelbſt derlei auf einer gleichen religiöſen Geſinnung beruhende freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts auffaßte, darüber empfangen wir einen Wink durch die beiden letzten Abſätze ihres Aufſatzes über den Charakter der Freundſchaft (VIII u. IX). „VIII. Auch bei beiderlei Geſchlecht hat dieſe aus dem Grunde einer innern Ähnlichkeit herſtammende Neigung ſtatt, und iſt, wenn ſie unter dem Regimente der Gnade bleibt, recht und gut: unſere Seelen ſind weder Mann noch Weib. Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß man dieſe Art der natürlichen Neigung nicht mit der ehelichen Neigung verwechſele; dieſe iſt ganz etwas anderes, jene kann ohne dieſe und dieſe ohne jene beſtehen. Giebt es nicht tauſend Eheleute, die vergnügt und glücklich leben, aber Freunde ſind ſie nicht (wer dies nicht verſteht, weiß nicht, was Freundſchaft iſt), werden es auch nicht werden, weil dieſer innere Grund der Ähnlichkeit fehlt. So giebt es im Gegenteil ſolche durch eine natürliche Übereinſtimmung gebundene und durch die Gnade geheiligte Freunde beiderlei Geſchlechts, die ſich nicht zu ehelichen

gedenken.“ „IX. Iſt die Kraft der Gnade überhaupt nötig, die natürliche Neigung in den Schranken zu halten, ſo iſt ſie es vornehmlich in dieſem letzten Fall. Wahre Chriſten aber, die die Verheißung haben, daß ihnen nichts unmöglich ſein ſoll, halten durch die von oben mitgeteilte Kraft ſich in dem Umgang mit einer Perſon anderen Geſchlechts, auch bei der aufrichtigſten Herzensfreundſchaft, in weit genaueren Schranken und gebrauchen viel größere Behutſamkeit, als Unbekehrte nicht thun können, und ſo haben ſie, wenn ſie nur in der geiſtlichen Waffenrüſtung bleiben, die Sicherheit, wo natürliche Menſchen in der Gefahr umkommen.“

Auch im zweiten Aufſatze Suſannas (Von der Beobachtung der ſittlichen Pflichten) wird dieſe Frage berührt — ein Beweis, daß die ſchöne Seele, ſo rein auch jenes Freundſchafts-verhältnis mit Philo ſich erhalten hat, immerhin auf die Gefahren aufmerkſam wurde, die ſich daraus hätten ergeben können, und auf welche nach den Bekenntniſſen ihre Freunde ſie wohlmeinend hinwieſen. „III. Bei der aufrichtigſten Freundſchaft zwiſchen Perſonen beiderlei Geſchlechts iſt es nicht erlaubt, ſo vertraulich, ſo herzlich, ſo frei miteinander umzugehen, wie bei gleichem Geſchlecht. Die Geſinnung kann und darf ebenſo herzlich ſein, man muß ſich aber wohl inacht nehmen, ſolches nicht ſo ungezwungen in Worten und Werken zu äußern, ſondern allerdings eine größere Ehrerbietung gegeneinander bezeugen, die eine Vormauer manches ſonſt zu befürchtenden Ärgerniſſes iſt“ [25]).

Das ganze Buch, aus welchem dieſe Stellen entnommen ſind, legt Zeugnis ab von der Art der Freundſchaft, welche Moſer mit den beiden Schweſtern verknüpfte. Es iſt im Jahre 1754 erſchienen ohne Angabe der Verfaſſer; die einzelnen Aufſätze waren aber mit den Zeichen C, X, P verſehen. Die Bedeutung dieſer Chiffren wurde von Moſer einem Freunde, dem Kanzlei-direktor Falcke in Hannover, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit in einem Briefe vom 10. Mai 1754 enthüllt. Er ſchreibt:

C ist die älteste Fräulein v. Klettenberg, X die jüngste Fräulein und P Ihr Freund Moser. Beneiden Sie mich nicht, wenn ich Ihnen geradeaus schreibe, daß nach der Verfassung dieses teueren Hauses der Mitgenuß dieser Freundinnen unmöglich sei. Sie befinden sich in so vielen anderen Glücksumständen, daß Sie mir diese Apanage wohl gönnen können. Es ist eine besondere Gnadengabe von Gott, die Bekannt- und Freundschaft dieser auserwählten Personen erlangt zu haben; und unsere Freundschaft ist wirklich so, wie Sie es gedruckt lesen." Das Vorwort enthält demgemäß nur einen Hinweis darauf, daß die Aufsätze von verschiedenen Personen gemeinsam herausgegeben wurden. Wir lassen es hier folgen, da es in der Ausgabe von Delitzsch fehlt und doch von Interesse ist.

„Gegenwärtige Blätter enthalten den Plan unserer dem HERRN geheiligten und auf den Sinn der Nachfolge Jesu sich gründenden Freundschaft. Unsere Namen, Stand und Geschlecht geben oder nehmen dem Wert dieser Betrachtungen nichts, daß aber verschiedene Personen daran teil nehmen, ergiebt sich aus dem Unterschied der Schreibart und der beigefügten Zeichen. Wir empfinden in uns die große Gewißheit, unsere Freundschaftsstunden mit reifer Frucht in der Ewigkeit wiederzufinden, und wenn es dem HERRN gefallen sollte, die Lesung dieser Blätter mit Segen an andern zu begleiten und dadurch unsere Absicht bei deren Bekanntmachung zu rechtfertigen, wollen wir ihm dafür gerne noch ein besonders freudiges Danklied singen."

Von Susanna rühren fünf Aufsätze her, von ihrer Schwester zwei, von Moser fünf. Alle stehen aber untereinander in einem gewissen Zusammenhange. Auch die Schreibweise enthält viel Übereinstimmendes. Angenehm fällt es auf, daß verhältnismäßig wenige Fremdwörter uns begegnen, wenn man sich jene Zeit vergegenwärtigt, in der fast alle deutschen Bücher von französischen Phrasen durchsetzt waren. Derselbe Vorzug tritt auch bei den Bekenntnissen uns entgegen, was auch einen Beweis für die

wesentliche Echtheit derselben bildet. Was die Bedeutung der einzelnen Abhandlungen angeht, so könnte man meinen, daß Susanna hinter dem im Schreiben so gewandten Freunde zurückstehe, aber das ist durchaus nicht der Fall — ihre Aufsätze enthalten sogar das Beste in der Schrift. Besonders wichtig sind die vielen Beispiele aus der eigenen Erfahrung, welche die schöne Seele heranzieht, die auch dafür ein Zeugnis ablegen, daß sie über eine vortreffliche Beobachtungsgabe verfügte und außergewöhnliche Menschenkenntnis besaß. Um eine Probe ihrer Darstellungsart zu geben, lassen wir hier einen Teil des ersten Aufsatzes folgen. Er enthält eine Beschreibung der von Gott gewirkten Liebe nach 1 Kor. 13, 4. 5, die deshalb von besonderem Interesse ist, weil ein Vergleich mit der viel gefeierten Drummondschen Schrift: „Das Beste in der Welt" sich hier nahelegt. Wir glauben nicht, daß die feinen Bemerkungen der schönen Seele bei diesem Vergleiche zurückstehen müssen.

„Die heilige Schrift kann uns ganz allein die Beschaffenheit der von Gott gewirkten Liebe anzeigen. Unter vielen Stellen ist die Beschreibung Pauli an die Korinther 13, 6 (?) die ausführlichste; wir wollen, so viel der enge Raum dieser Blätter zuläßt, solche Eigenschaften, aber nur einige der vornehmsten, mit den Wirkungen der natürlichen Neigung, die wir aus der Erfahrung kennen, vergleichen.

„1. Die Liebe ist langmütig; wir haben es bei den vertrautesten Freunden, bei den besten Christen, immer mit Menschen zu thun, die noch solche Fehler und Schwachheiten an sich haben, die nicht nur sie selber betreffen, sondern auch beleidigend sind. Eigensinn, Krüttel, Jähzorn und andere mehr beleidigen allemal unsere Freunde, so oft sie bei uns merklich werden. Die Liebe aber nimmt das alles für keine Beleidigungen an, sie übersiehet diese häßlichen Ausbrüche, sie mögen so oft kommen, als sie wollen, sie suchet den Nächsten davon zu heilen, und was sie nicht ändern kann, verträgt sie, ohne daß es ihr wehe thut.

„Die natürliche Neigung aber ist hitzig und empfindlich; je lieber wir einen Freund haben, je weniger können wir von ihm leiden. Der und jener, spricht die Natur in solchen Fällen, mag mir sagen, was er will; aber Titus, der meine gegen ihn tragende Neigung kennt, Titus sollte mir nicht so hart geantwortet haben. Kommt es auch nicht so weit, daß man seine Empfindlichkeit äußert, so ist sie nichtsdestoweniger im Grunde des Herzens anzutreffen, da thut es gewiß schmerzlich wehe.

„2. Die Liebe ist freundlich, und zwar immer, ohne Wechsel. Ihre Freundlichkeit ist gelind, aber ohne Veränderung, bei allen Vorfällen, zu allen Zeiten bleibt sie heiter und sanft wie Frühlingssonne.

„Die natürliche Neigung ist heftig in ihrer Freundlichkeit, aber unbeständig; man kann ihr leicht zur ungelegenen Stunde kommen, so verwandeln sich alle ihre Schmeicheleien in Murren und Drohen.

„3. Die Liebe eifert nicht. Sie wird nicht neidisch, wenn ein Freund mehreren Personen seine Liebe schenket. Timotheus wird nicht eifersüchtig hierüber geworden sein, daß Paulus Titus, Philemon und so viele andere, die er unter der Menge seiner bekehrten Brüder mit den schönen Beinamen der Auserwählten, der Geliebten bezeichnet, neben ihn in seine Freundschaft aufnahm. Einen solchen mißgünstigen Eifer kennt die wahre Liebe nicht; je mehr Herzen im Herrn recht genau verbunden werden, je mehr erfreut sie sich darüber. Aber wenn der Ehre Gottes zu nahe getreten wird, wenn begnadigte Seelen die Weltliebe mit der Liebe Jesu vereinigen wollen, dann eifert sie für die Ehre ihres Heilandes mit einem göttlichen Eifer.

„Die natürliche Neigung eifert; sie kann nicht leiden, daß der Geliebte andere so hoch soll schätzen, wie das Ich sich schmeichelt zu stehen; es braucht nicht einmal eine wirkliche Zärtlichkeit für andere Personen: einige wenige Worte, ja Mienen, können schon diesen neidischen Eifer erregen. Wird aber Gott beleidigt,

o, da hat die natürliche Neigung große Geduld mit den Fehlern des Nächsten.

„4. Die Liebe treibt nicht Mutwillen. Dieses Wort bedeutet in unserer Sprache bald Schalkheit, bald Scherz und Tändelei. Wir nehmen es hier im letzten Verstand, jenen unausgeschlossen. Die Liebe ist zärtlich, aber das Bezeugen ihrer Zärtlichkeit, ja die Zärtlichkeit selbst wird von der Ehrfurcht gegen Gott und von der genauen Vereinigung mit ihm in solchen Schranken gehalten, wobei kein Scherz, kein Spiel und Tändelwerk Platz hat.

„Die natürliche Neigung kennt fast keine andere Art, sich zu äußern, als durch Tändelei, sie kennt kein ander Gesetz als die Begierden des Willens; so weit diese gehen, so weit lässet sie ihnen freien Raum, und wenn diese Freiheit haben, so schweifen sie bei Bezeugung einer großen Zärtlichkeit bis zu kindischen Tändeleien aus.

„4. Die Liebe argwöhnet nicht, wie es nach dem Grundtext heißt. Der Argwohn erstreckt sich nach seiner bösen Beschaffenheit gar weit, man kann bei allen Vorfällen das Ärgste vom Nächsten vermuten. Unser Zweck ist aber, diesen Fehler nur insoweit zu erwägen, als er die Freundschaft im eigentlichen Verstand betrifft.

„Wenn die Liebe erst weiß, daß sie mit dem Geliebten auf einem Grund, auf dem Fels des Heils, erbauet ist, so läßt sie sich es nicht beigehen, daß in jenes Herzen ein Falsch, eine Tücke oder dergleichen gegen sie wohnen sollte. Ereigneten sich ja solche Fälle, wo es erschiene, als ob jener wirklich ein wenig fehlte, so glaubt sie es nicht eher, als bis sie es klar wie die Sonne am Mittag siehet; so lange sie das nicht weiß, verteidigt sie den Freund bei sich und bei andern. Wenn Philadelphius lange keine Briefe von Fidelis erhält, so argwohnet er nicht gleich, die Freundschaft sei erkaltet, Fidelis habe ihn nicht mehr lieb; o nein! er schreibet es seinen Geschäften, einigen Vorfallenheiten, oder, wenn er nicht anders kann, lieber einer Trägheit im Schrei-

ben zu, bei welcher jedoch der Grund seines Herzens unverändert gegen ihn bliebe.

„Die natürliche Neigung ist sehr argwöhnisch; sie hat keinen andern Grund als den Hang des Willens; wie veränderlich ist aber der nicht? Es darf sich also nur ein Schein des Kaltsinns blicken lassen, so ist gleich Grund genug da, zu argwöhnen, unser Freund habe sein Herz gegen uns verändert. Auch ohne anscheinenden Kaltsinn verfällt die natürliche Neigung manchmal in den Argwohn, der Freund sei nicht mehr der, der er gewesen. Ob dieses nun wohl im Grunde unrecht ist, so kann man es doch nicht anders fordern. Was ist unbeständiger als das menschliche Herz? Eine Neigung, die keine andere Gründe als dessen Triebe hat, ist alle Augenblicke in Gefahr zu scheitern.

„6. Die Liebe suchet nicht das Ihre. Keine Selbstgefälligkeit, kein Eigennutz, keine eigne Ehre sind Triebfedern der zärtlichen Bewegungen der Liebe, der Wind der göttlichen Liebe bläset diese schöne Flamme an, und diese unauslöschliche Glut ist der Brandaltar, wo sie immer neues Feuer holet. Zwar, wie das Laster seine Bestrafung mit sich führet, so folget auch der Tugend ihre eigene Belohnung. Die Bezeugung der Liebe bringt Gegenliebe zuwege; diese siehet aber die Liebe nicht als ein Eigentum an, sondern opfert sie dem auf, der der Ursprung aller wahren Liebe ist. Bei einer solchen Beschaffenheit ist sie keiner Anhänglichkeit unterworfen, sie hängt an Gott, nicht aber an sich, nicht an den Freunden.

„Die natürliche Neigung sucht lediglich das Ihre; eigenes Vergnügen, eigene Liebe, eigener Nutzen ist das, was sie belebet, alle Gegenliebe des Freundes eignet sie sich als einen wohlverdienten Lohn zu; je mehr nun der Geliebte sich erkenntlich erzeigt, je mehr Vergnügen schaffet es ihr; ja er wird ihr recht zu einer Quelle des Vergnügens, und darum hänget sie sich auch an ihn, als an den Grund ihrer Ruhe.

„7. Die Liebe läßt sich endlich nicht erbittern, und trägt auch hierin das Bild ihres Vaters, der seine Sonne

doch immer wieder auch über die aufgehen läſſet, die ihr Licht und Feuer nur zur Vollbringung mancher Übelthaten mißbrauchen. So läſſet ſich auch die Liebe durch keinen Undank abhalten wohlzuthun, und ſpricht gleichſam wie Lutherus ſagt: So böſe ſollſt du nicht ſein, daß du mich überböſeſt, ich will gut bleiben und fortfahren, dir Gutes zu erzeigen.

„Die natürliche Neigung erbittert ſich ſehr leicht, es braucht hier keines Beweiſes, die Erfahrung lehrt es, daß eine beleidigte Freundſchaft bei bloß natürlichen Menſchen ſich in die bitterſte Feindſchaft verwandelt; ja es braucht nicht allemal einer wirklichen Beleidigung: ein geringes Verſehen kann gar oft bei beiden Teilen dieſe häßliche Veränderung verurſachen.

„Es könnte dieſer Unterſchied noch ſehr weit und in vielen Fällen gezeigt werden; dieſes Wenige aber kann ſchon hinlänglich ſein, die Quelle der freundſchaftlichen Bezeugungen danach zu prüfen."

---

Die ſchöne Seele ſchildert nun in den Bekenntniſſen, wie ihr Freundſchaftsbund mit Philo es mitverurſachte, daß die Mitglieder ihres früheren Kreiſes ihr etwas entfremdet wurden. Dazu kam der früher ſchon erwähnte Umſtand, daß diejenigen, deren Leitung ſie ſich ehedem vertrauend hingegeben hatte, ſich in die ungetrübte Heiterkeit ihres Weſens nicht zu finden wußten. Beſonders gab ihr gelaſſenes Verhalten am Sterbebette ihrer geliebten Mutter († im Jahre 1756, 7. Nov.) den frommen, aber ganz ſchulgerechten Leuten Anſtoß, man meinte, daß ſie es an dem nötigen Ernſte fehlen ließe[26]). Immerhin erkannte Suſanna ſelbſt ſpäter an, daß ihr allerdings damals noch etwas abging, was einem lebendigen Chriſten auf die Dauer nicht mangeln darf, nämlich eine tiefere Erkenntnis der Sünde. Sie ſpricht ſich darüber in den Bekenntniſſen folgendermaßen aus:

„Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem

Weſen, aus dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.“ Man kann freilich, wenn man die mancherlei ernſten Äußerungen Suſannas in ihren Aufſätzen über die Notwendigkeit ſich von den häßlichen Flecken der Sünde im Blute Chriſti unter der Zucht der Gnade zu reinigen (Lappenberg, S. 56 u. a. a. O.), ſich vor Augen hält, kaum der Wahrnehmung ſich verſchließen, daß ſie ihren früheren Seelenzuſtand etwas zu ſcharf beurteilt hat — eine Erſcheinung, die uns auch in den Bekenntniſſen Auguſtins entgegentritt und ſich pſychologiſch leicht erklären läßt; ſo viel aber ſteht feſt, daß ſie bei dem, was ſie auf der hier geſchilderten Stufe der inneren Entwickelung über Sünde und Gnade niedergeſchrieben hatte, noch mehr auf fremde Mitteilungen als auf eigene Erfahrung ſich ſtützte.

Und doch ſollte gerade der Blick in ein fremdes Herz ſie zur eigenen Erfahrung auf dieſem Gebiete führen. Die offenen Bekenntniſſe Moſers über ſeinen Seelenzuſtand [27]) veranlaßten ſie zunächſt, mit ſeiner Gemütsverfaſſung ſich zu beſchäftigen; bald aber wandte ſie ihre Betrachtungen auf ſich ſelbſt. Und nun erſt wurde ihr offenbar, daß auch in ihrem Herzen die Anlage zu allen Sünden vorhanden war, wenn ſie auch keiner eigentlichen Verſchuldung ſich bewußt war. Sie fühlte nun in ſich die Anlage zu Verbrechen, wie ſie ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens begangen [28]). Dieſer Zuſtand währte nach ihren eigenen Angaben mehr als ein Jahr lang und quälte ſie ſehr [29]). Ihre Stimmung glich der eines Wanderers, deſſen Pfad an einem Abgrunde vorbeiführt und der in jedem Augenblick fürchten muß, in die Tiefe zu ſtürzen. Noch darf er das Licht der Sonne ſchauen, aber ihm iſt, als rauſchten ſchon die Fittiche des Todes um ihn her. Beſonders machte ſie ſich Gedanken über das vertraute Verhältnis zu Moſer, indem ſie die Gefahren jetzt klar erkannte, die ſich daraus für ſie hätten ergeben können. Dennoch durfte ſie auch in dieſer Zeit von ſich ſagen: „Bei allem Böſen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb, und haßte, was ich fühlte, ja,

ich wünſchte es noch ernſtlicher zu haſſen, und mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit und dieſer Anlage zur Krankheit erlöſt zu werden, und ich war gewiß, daß mir der gute Arzt ſeine Hilfe nicht verſagen werde.“ So zeigte ſie ſelbſt in dieſer bewegten Periode mehr Seelenruhe, als es ſonſt in ſolchen kritiſchen Zeiten des inneren Lebens der Fall iſt.

# VI.

## Die Entscheidungsstunde.

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Tugendübungen ihr nicht helfen würden und die Sittenlehre ihr keinen Trost spenden könnte, ward sie zu der Gewißheit geführt, daß in der Menschwerdung des ewigen Wortes das Heil für uns gegeben sei und daß Christus darum uns ähnlich geworden sei, weil wir sonst keinen Teil von Ihm haben würden. „Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat teilnehmen?" fragt sie dann weiter. Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glaube? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüts sein.

„Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben", flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem ab-

weſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermutlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuten. So nahte meine Seele dem Menſchgewordenen und am Kreuz Geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

„Das iſt Glaube!“ ſagte ich, und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Die Stunde, welche für Suſannas inneres Leben nach ihrer eigenen Ausſage den Ausſchlag gab, iſt von ihr ſelbſt in einer ſo lebendigen Weiſe geſchildert worden, daß jede weitere Ausmalung den Eindruck nur abſchwächen könnte. Wir haben es offenbar hier gerade mit einer Stelle ihrer Aufzeichnungen zu thun, die ganz ihr geiſtiges Eigentum iſt, an der Goethe nichts geändert hat. Zum Beweiſe laſſen wir einige Stellen aus ihren Briefen und Liedern folgen, welche nach Form und Inhalt an die in den Bekenntniſſen gegebene Schilderung der Entſcheidungsſtunde erinnern.

Hierher gehört vor allem die (Anm. 29) erwähnte Stelle im Briefe an Reißer vom 15. Dezember 1768: „Nun geht es in das zwölfte Jahr, daß Er ſich mir als den für mich Gekreuzigten offenbarte.“ Auch hier iſt, wie in dem Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, klar ausgeſprochen, daß ſie nicht etwa damals erſt die Lehre von der Verſöhnung durch das Blut Chriſti annahm, ſo daß ihr Glaube vorher den ſymboliſchen Büchern nicht entſprochen hätte — aber nun erſt lernte ſie mit Luther bekennen: „Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei *mein* Herr, der *mich* verdammten Sünder erlöſet hat, daß *ich* ſein eigen ſei.“ Inſofern durfte ſie ſagen, daß ſie erſt damals zum vollen Glauben hindurch gedrungen ſei.

Mit Grund beſtreitet ſie die falſche Auffaſſung des Wortes „Glauben“, als ob es nur bedeute, die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, und weiſt auf die Notwendigkeit

der persönlichen Zueignung der Gnade hin. Es entspricht dies durchaus der reformatorischen Auffassung des rechtfertigenden Glaubens, wie sie bezeugt ist in der Augsburger Konfession, wo es heißt: „Glauben ist nicht allein die Historien wissen, sondern auch Zuversicht haben zu Gott, seine Zusage zu empfahen."

Eine andere Stelle, die an die Bemerkung Susannas über die Bedeutung der Menschwerdung des ewigen Wortes erinnert, findet sich in einem späteren Briefe an Neißer vom 6. Januar 1769. „Mein Mensch gewordener Gott hat mir diese Tage über aufs neue wichtig gemacht, was die alten schönen Worte sagen:

‚In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ew'ge Gut.'"

Besonders dienen zum Verständnisse der Stimmung, welche sie nach jener beseligenden Stunde erfüllte, die „Neuen Lieder", die in diese Zeit fallen. Die schöne Seele hatte schon als Kind gedichtet und auch als Braut dieser Neigung gehuldigt — Olenschlager zeigte einige ihrer Gedichte einem vornehmen Freunde — doch ist es fraglich, ob die uns erhaltenen poetischen Versuche bis in diese früheren Tage zurückreichen. Vermutlich gehören sie durchweg der Zeit nach 1756 an.

Wir lassen hier ein Lied folgen (Lappenberg VI), welches auf jene innere Erfahrung deutlich hinweist:

„Erscheine mir im Hirtenkleide
Mit Gnad' und Wahrheit ausgeschmückt,
Umringt mit göttlich reiner Freude,
So wie ich einstens dich erblickt,
Als Du Dich ließest von mir finden,
Als Du von allem Druck der Sünden
Mein armes Herze frei gemacht,
Als mich Dein holdes Wort Genade
Mich, die vergifte böse Made
Zu ew'gem Heil und Ruh' gebracht.

„O Ruhe, der nichts zu vergleichen!
Wie sanft ist meines Hirten Stab,
Wer kann des Friedens Höh' erreichen,
Den ich bei Seiner Führung hab'?

Der finſtern Thäler tiefſter Schrecken
Kann niemals gänzlich mich bedecken,
Denn ich bin bei dem wahren Licht;
Der Feinde feſtgeknüpfte Schlingen
Vermögen mich nicht zu umringen:
Es läßt mich Seine Treue nicht.

„Nur Eines kann mich von Ihm trennen,
Nur Eins zerreißet unſer Band,
Was Teufel, Welt und Sünd' nicht können,
Kann ich, — Herr, reich mir Deine Hand!
Ja, wenn von eitler Luſt bethöret
Mein Wille ſich zur Erde kehret,
Wenn er der Sünde wieder hold:
Dann iſt der ſchöne Bund zerriſſen,
Dann werd' ich ewig ſterben müſſen,
Aus meiner Schuld, weil ich gewollt.

„Herr Jeſu, feſſ'le meinen Willen,
Bind ihn unendlich feſt an Dich;
Kann etwas die Begierde ſtillen,
Das außer Dir, das ohne Dich?
Nein, alles was genannt mag werden,
Was dieſes weite Rund der Erden,
Was aller Himmel Kreis beſchließt, —
Nichts, nichts von den erſchaffnen Dingen
Kann unſern Geiſt zur Ruhe bringen,
Wenn man es ohne Dich genießt.

„Ich habe Deine Koſt geſchmecket,
Ein Tröpflein Deiner Süßigkeit
Hat ſchon den Wunſch nach Dir erwecket,
Nur Dein zu ſein in Ewigkeit.
Beflügle, Jeſu, mein Verlangen,
Nimm Dir mein ganzes Herz gefangen,
Dein holdes Ziehen ſtärke mich,
Daß ich mit täglich neuem Eilen,
Entfernt von Trägheit und Verweilen,
Nichts andres ſuche als nur Dich."

Wir reihen weiter ein Lied an, in dem ſich auch die Freude, das Heil erfaßt zu haben, wiederſpiegelt (III bei Lappenberg).

„Gieb mir einen Sabbats-Segen,
Einen Vorſchmack jener Luſt,
Leite mich auf Sions Stegen,
Fülle meine kalte Bruſt
Mit den Trieben, den von oben,
Die der Erden Tand verſchmäh'n,
Schenke Kräfte, Dich zu loben
Und auf Dich allein zu ſeh'n.

„Laß, was irdiſch iſt, verſchwinden,
Mach' mich von dem Liebſten frei,
Komm, mein Herze recht zu binden,
Daß ich Deine Magd nur ſei;
Jeſu, hier ſind meine Ohren,
Laß des Wortes ſcharfen Stahl
Sie an Deiner Thür durchbohren
Als der Knechtſchaft Ehrenmahl.

„Löſe mich von allen Banden, —
Ach, wie viele drücken mich, —
Mach des Feindes Rat zu Schanden,
Feſſ'le Dir mein ganzes Ich.
Meine Brüder, deine Gaben,
Was mir Deine Huld verleiht,
Muß ich nur als Güter haben,
Dir zum Opferdienſt geweiht.

„Nichts in Eigenheit beſitzen,
Nirgends ruhen als in Dir, —
Will mich fremde Glut erhitzen,
Halte Deinen Fluch mir für;
Dir allein hab' ich geſchworen,
Jetzo ſchwör' ich Dir's noch zu,
Unter allen auserkoren
Bleibſt Du meiner Seelen Ruh'."

Aus dem Liede VIII ſollen wenigſtens einige Verſe hier ſtehen:

„Ich habe ihn gefunden,
Er hat ſich mir verbunden,
Er iſt mein ewig Teil,
Durch Schmerz, durch Tod, durch Bluten und durch Wunden,
Macht mein Erlöſer mich von meinem Schaden heil."

Auch Lied IX weiſt auf jene Gnadenſtunde zurück in den Worten:

„Ich habe viele Zeit — bejammernswürd'ge Stunden! —
Im Dienſt der Eitelkeit recht träumend zugebracht;
Doch Deine Mittlers-Treu' hat endlich überwunden,
Und mich von Joch und Dienſt der Sünde frei gemacht.
Ich weiß, ich habe Dich — in Deinem teuren Blute
Iſt meiner Ruhe Grund und meines Herzens Teil;
Ich fürchte keinen Zorn, nicht Moſis Fluch und Rute,
Der Vater kennt mich nur in Dir, in Deinem Heil."

Noch gehören hierher einige Verſe aus den ſpäter entſtandenen „Anfangsliedern", die aber offenbar auf dieſelbe Erfahrung zurückweiſen[30]).

„Seitdem ich, Jeſus, Dich erblickt,
Seitdem Du mir Dein Herz entdeckt,
Seit Du mich an die Bruſt gedrückt,
So iſt ein Durſt nach Dir erweckt,
Der ſich mit gar nichts andrem ſtillet,
Der ſich ſtets im Genuß vermehrt,
Und der, wird er nicht ganz erfüllet,
Sich oft beinah' in Pein verkehrt."

Auch in dem bekannten Gedichte: „In meine Bibel", das gleichfalls zu den Anfangsliedern gehört, findet ſich eine Bezugnahme dieſer Art.

„Zuſchrift aus der Ewigkeit,
Brief von ſehr gelehrten Händen,
Du kannſt alle Not der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geiſt entzückt,
Den ich itzo noch nicht ſehe,
Hat aus der geſtirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeſchickt."

Am wichtigſten iſt aber die Korreſpondenz Suſannas mit Lavater für das Verſtändnis deſſen, was jene Gnadenſtunde für ſie bedeutete. Nach den Bekenntniſſen iſt es noch nicht völlig klar ausgeſprochen, daß es ſich für ſie um ein unmittelbares Schauen des Erlöſers handelte; deutlicher tritt der Gedanke in den Liedern uns entgegen — aber hier konnte es ſich um eine bloße dichteriſche Darſtellung handeln —, die Briefe an Lavater aber, in welchen ſie beſtändig auf jenes Thema zurückkommt, beweiſen,

daß ſie eine wirklich für ſie allein beſtimmte Erſcheinung des Heilandes erlebt zu haben ſich bewußt war, und daß die Unerſchütterlichkeit ihres Glaubens weſentlich mit dieſer außerordentlichen Erfahrung zuſammenhing. So ſchreibt ſie ihm am 9. Januar 1774: „Glauben Sie alſo ohne Sehen fort, ſo lange es der Herr ſo haben will. Sie werden hier in Ihrem Körper noch die Gabe des Sehens, des Empfindens, des Schmeckens bekommen. Die Stunde ſteht bei dem Herrn.“ Am 27. Juli 1774 ſchreibt ſie in ähnlichem Sinn: „Du biſt nicht allein, das weißt du wohl, und Dein öfterer wirklich hoher Genuß reizt den Wunſch nach mehrerem. Das bleibt nicht aus. Wenn Dir nach Deinen beſonderen Umſtänden eine ſichtbare Offenbarung nötig, ſo bekommſt Du ſie gewiß. Sei nur ſtille und treu.“ Am 4. Auguſt ſchreibt ſie, „daß das Andenken des Schönſten unter den Menſchen, die ewig unauslöſchlichen Eindrücke ſeines holden Umgangs Lebenskräfte einer neuen Welt ſeien, die aber doch nach ihrem Favoritgedanken ganz gewiß phyſiſch auf uns wirken müßten“. Am 12. September 1774 ſpricht ſie ſich über ihre perſönlichen Erlebniſſe folgendermaßen aus: „Manches mag wunderbar klingen, ich rede Erfahrungen und will ſie nicht mit Schulwörtern ausdrücken, die mir ſo uneigentlich dünken, die mich ſo lang geneckt. Auf die Erfahrung laſſe ich es getroſt ankommen. Möchteſt Du, lieber Bruder, bald ſchmecken, wie wohl es einem Herzen thut, das mit lebhafter Empfindung ſich als den größten Sünder fühlt und jetzo gerade in dieſen Jammerſtunden ſagen kann: Wie meine Wunde blutet, wie ſie brennet, ich ſterbe nicht an dieſem Schaden. Ich habe ein aurum potabile empfangen, einen unverweslichen Tropfen genoſſen, der bildet alles um, der geſtaltet mich, ſo wie mein Haupt zur Rechten der Majeſtät geſtaltet iſt.“ So iſt auch die Thomaswonne zu verſtehen, die ſie in ihrem letzten Briefe an Lavater für ihn erfleht.

Alle dieſe Stellen beweiſen, daß die Schilderung der Entſcheidungsſtunde in den Bekenntniſſen durchweg mit den Äußerungen Suſannas ſich deckt, ſo daß die Annahme, jene Darſtel-

lung ſei ganz ſo wie ſie uns vorliegt, aus ihrer Feder gefloſſen, kaum abzuweiſen iſt.

Noch eine andere Bemerkung knüpfen wir an jenen Bericht der ſchönen Seele an: Er erinnert in mancher Hinſicht an die Erzählung Auguſtins über ſeine Bekehrung. Wie groß auch der Unterſchied iſt zwiſchen Auguſtin, hinter dem eine mit groben Laſtern befleckte Vergangenheit liegt, und der ſchönen Seele, die ſich von der Welt unbefleckt erhalten, ſo weiſen doch die beiderlei Berichte viel Ähnlichkeit auf, und es ſcheint, daß die wohlbekannte Erzählung des berühmten Kirchenvaters in ſeinen Bekenntniſſen Suſanna bei ihrer Darſtellung vorgeſchwebt hat. Da nun auch anderweitige Berührungen zwiſchen den beiden Selbſtbiographieen vorliegen, ſo drängt ſich uns die Vermutung auf, daß Fräulein v. Klettenberg ihre Aufzeichnungen ſelbſt bereits mit dem Titel „Bekenntniſſe“ verſehen habe. Der Zuſatz „einer ſchönen Seele“ würde natürlich auch in dieſem Falle auf Goethe zurückzuführen ſein.

# VII.

## Die Herrnhuter Schwester auf eigene Hand.

Anfangs glich die schöne Seele, nachdem ihr, wie sie selbst einmal sagt, „das Wahre geschenkt worden“, dem Manne, der den verborgenen Schatz im Acker fand und bei aller Herzensfreude ihn verbarg. Wohl fühlten die Ihrigen an ihrer Heiterkeit, daß etwas Ungewöhnliches sich mit ihr ereignet habe; aber sie sprach sich nicht über ihre Erfahrung aus. In dieser Zeit nun war es, daß ihr wie von ungefähr das Ebersdorfer Gesangbuch der Brüdergemeinde in die Hände fiel, das Moser so lieb gewonnen und ihr oft vergeblich empfohlen hatte. Und jetzt erfaßten sie die Lieder Zinzendorfs mit wunderbarer Macht.

„Die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte.“ Bald entdeckte sie diesen Umschwung ihrer Gesinnung dem Freunde, der ihr nun freudig überrascht die Schriften des von ihr früher so scharf verurteilten Grafen verschaffte, welche sie bald unbeschreiblich lieb gewann. So ward sie eine herrnhutische Schwester auf eigene Hand, ohne zu ahnen, daß Gesinnungsgenossen in ihrer nächsten Nähe sich befanden. Ein Zufall führte erst zur Entdeckung, daß eine Anzahl ihrer Bekannten gleichfalls den Grafen verehrten, ja daß eine heimliche Gemeinde in der Bildung begriffen schien [31]).

In dieser Zeit erhielt sie einen Brief von dem den Herrnhutern sehr nahestehenden Pfarrer Steinhofer zu Ehringen in

Württemberg (vom 12. März 1758; im Nachlasse). Susanna scheint sofort, nachdem sie in den Frankfurter Kreis eingetreten war, ihm mitgeteilt zu haben, daß seine Schriften sie auf den rechten Weg geführt hätten. Vermutlich schloß sie daran die Bitte um baldige Herausgabe einer weiteren Arbeit. Steinhofer spricht nun zwar seine Freude aus über das Zeugnis von der Gnade des Heilands, das ihr Schreiben enthalte, lehnt aber das ihm für seine Person gespendete Lob ab und spricht sich gegen die Häufung schriftlicher Zeugnisse aus. „Liebes Fräulein", so schreibt er ihr, „sind zur Quelle selbst gekommen und können daraus täglich im Glauben mehr schöpfen, als man Ihnen in Worte fassen und beschreiben kann." Er preist ihr stilles Leben, indem er sagt: „Was haben Sie dabei in Ihrer einsamen Stille und Abgeschiedenheit von dem Geräusch der eitlen Welt für ungemeinen Vorzug, daß Sie dem Lamm in reiner Liebe nachfolgen und anhangen können unverrückt." Er schließt mit den Worten: „Der Herr sei als ein treuer Hirte unter seinem Volke, das Er sich in Ihrer Stadt sammelt und erfülle an ihm seine Verheißung, daß Ihm keins aus seiner Hand gerissen werde." Daß die evangelischen Vorträge von Steinhofer Susanna sehr wert waren, war auch früher schon bekannt; Schlosser besaß bereits eine Sammlung solcher niedergeschriebenen Vorträge, welche ihr angehört hatten. Diese Predigten waren bereits im Jahre 1745 gehalten worden, als Steinhofer noch in Ebersdorf weilte und das Gesangbuch der dortigen Gemeinde herausgab. Ohne Zweifel gehörte jene Sammlung mit zu den Schriften, mit welchen Herr v. Moser sie in jener Zeit versorgte, da er die Beziehungen zu Ebersdorf nicht völlig abgebrochen hatte.

Es ist hier der Ort, einiges über die Beziehungen Zinzendorfs zu Frankfurt mitzuteilen[32]). Nachdem er die Stadt im Jahre 1719 als Jüngling bereits einmal betreten hatte, sah er sie 1736 wieder, als sein Name schon weithin bekannt geworden war. Er suchte sofort mit den Stillen im Lande Fühlung zu gewinnen, sowohl mit den Kirchlichen unter den Erweckten, als

mit den Separierten. Bald sammelte sich ein kleiner Kreis, der für die Grundsätze des Grafen begeistert eintrat, fast durchweg aus Handwerkern bestehend. Im Jahre 1737 kam es deshalb zu einer langwierigen Untersuchung, deren Ergebnis das Verbot der herrnhutischen Versammlungen war. Trotz vieler Maßregeln seitens des lutherischen Konsistoriums bestand die kleine Gemeinde aber noch ein Jahr lang weiter, bis im Herbst 1738 in der Bürgerschaft Unruhen sich erhoben, welche die Mitglieder jenes Kreises ernstlich bedrohten. Man gab nun den Versuch einer Gemeindebildung auf; die einen zogen sich von der Brüdergemeinde zurück, andere dagegen verließen die Stadt, um sich ganz der Sache des Grafen zu widmen. Unter diesen befand sich auch der Schuhmacher Hermann Heinrich Andreas Schick, welcher nach Marienborn in der Wetterau übersiedelte und noch lange Jahre als Diaspora-Arbeiter in der Umgegend von Frankfurt für Zinzendorf thätig war. Als solcher ist er nachmals auch mit Fräulein v. Klettenberg näher bekannt geworden.

Wenn aber auch der Versuch einer Gemeindebildung aufgegeben war, so wurde doch noch manche Versammlung von heimlichen Anhängern Zinzendorfs in Frankfurt abgehalten. Von neuem verstärkten sich die Sympathieen für Herrnhut, als ein Herr v. Bülow-Plüskow nach Frankfurt kam (um 1757). Er war seiner Zeit in Darmstadt mit Fresenius bekannt und durch ihn zur Erkenntnis der göttlichen Gnade geführt worden. Es existiert noch ein Schreiben von ihm (vom 29. März 1743, im Freseniusschen Nachlasse), in dem er Fresenius zu seiner Berufung an die Peterskirche zu Frankfurt von Darmstadt aus in überschwenglicher Weise Glück wünscht. „O wie wunderbar, wie selig und wie herrlich sind die Führungen des Herrn mit seinen Kindern, besonders mit seinen Knechten", so schreibt er dem von ihm hochgeschätzten Seelsorger; „öfters müssen sie ihm mit verbundenen Augen folgen, hernach lässet er es ihnen deutlich sehen, warum er solches thue; bald prüft er ihren Glauben und Gehorsam wie Abraham, bald krönt er ihre einfältige Treue mit Gnade und

Barmherzigkeit. Euer Hochehrwürden Gnadenführung zu beurteilen bin ich viel zu ſchwach, doch merke ich darunter lauter Spuren der göttlichen Liebe und Weisheit."

Er weilte dann eine Zeit lang in Saalfeld, blieb aber auch in der Ferne ſeinem geiſtlichen Vater treu. Später jedoch trat er zum großen Kummer von Freſenius auf die Seite der Brüdergemeinde und hielt ſich teils in Ebersdorf, teils in Herrnhag auf. Als er im Jahre 1746 in der Wetterau weilte, forderten ihn die Darmſtädter Freunde zu einer Beſprechung auf, der er ſich aber entzog, indem er ſie ſeinerſeits einlud, ihn in Herrnhag zu beſuchen und verſicherte, daß er ſich dort ſehr vergnügt und ſelig fühle. Darauf hin ſchrieb ihm einer der ehemaligen Geſinnungsgenoſſen einen Brief, in dem er ihm vorhielt, daß er doch nicht erſt in Ebersdorf oder zu Herrnhag „zum Ganzen gekommen ſei". Er redet den ehemaligen Freund alſo an: „Was für Treue unſer teurer Herr Pfarrer Freſenius Ihnen viele Jahre hindurch an Seel' und Leib aus allen ſeinen Kräften erwieſen, das wird Ihnen Ihr eigen Gewiſſen am beſten ſagen, und die vielen mündlichen und ſchriftlichen Zeugniſſe, die Sie davon abgelegt, laſſen dagegen keinen Widerſpruch aufkommen. Ich kann wohl von Ihnen in Anſehung ſeiner mich der Worte des heiligen Apoſtels Pauli bedienen, da er an die Galater, Kap. 4, 15. 16 ſchreibt: Ich bin Ihr Zeuge, daß, wenn es möglich geweſen wäre, Sie hätten dazumal Ihre Augen ausgeriſſen und ihm gegeben. Iſt er denn alſo Ihr Feind worden, daß er Ihnen die Wahrheit vorhalte?" [33]) Es kam ſpäter eine Zeit, da dieſer adelige Apoſtel ſich auch mit den Herrnhutern überwarf und nun nach Frankfurt kam, um an Freſenius von neuem ſich anzuſchließen. Aber im Herzen war er Zinzendorf doch treu geblieben und machte bald wieder für den Grafen Propaganda. Ihm gelang es nun auch, Perſonen aus den höheren Geſellſchaftskreiſen der Stadt zu intereſſieren, während bis dahin meiſt nur Handwerker oder Kleinbürger an den Verſammlungen teilgenommen hatten. Wie es ſcheint, wurde durch ihn jener ganze Freundeskreis be-

einflußt, in welchem Susanna ehedem verkehrt hatte. Nicht nur daß eine Pfarrfrau, Frau Griesbach, an diesem Konventikel sich beteiligte, auch ein lutherischer Kandidat, Daniel Andreas Claus, hielt sich zu dieser heimlichen herrnhutischen Gemeinde, trotz mancher Schwierigkeiten, die ihm seitens seiner kirchlichen Oberbehörde bereitet wurden. Ihm verdanken wir eingehende Mitteilungen über diese herrnhutischen Privaterbauungen, welche dem Senior Fresenius so schweren Kummer bereiteten, auf die Claus aber auch als Greis noch ohne Reue zurückblickte, wiewohl er inzwischen längst lutherischer Geistlicher geworden war [34]). Es kam so weit, daß der widerstrebende Kandidat nicht mehr öffentlich predigen durfte und deshalb die Stadt verließ, um seinen Gesinnungsgenossen Steinhofer im Württembergischen aufzusuchen. Schwerer war es, den übrigen Gliedern jenes Kreises entgegenzutreten, da sie meist in unabhängigen Verhältnissen lebten. Wir fügen hier die Namen der wichtigsten Teilnehmer an jenem Konventikel bei: Legationsrat Moritz und dessen Frau, Frau Rat Goethe, Dr. med. Senckenberg, Herr und Frau Kappel, Rebekka Petsch, nachmalige Frau Pfarrer Claus, Herr v. Moser, Dr. Metz. Aber auch manche Freunde, welche sich wegen der Messe oder aus anderen Ursachen länger in Frankfurt aufhielten, nahmen an den Versammlungen teil und wurden dadurch mit den Gliedern dieses frommen Kreises innig vertraut. So reiste Hans Jakob Schultheß der Ältere, ein Verwandter der mit Lavater und Goethe so nahe befreundeten Barbara Schultheß, fast alljährlich nach Frankfurt, seiner Geschäfte wegen, und freute sich stets auf die Erquickung in jener Gemeinschaft eng verbundener Seelen.

Es kam bald zu heftigen Streitigkeiten, in denen Fresenius sehr leidenschaftlich wurde, als er entdeckte, daß seine besten und anhänglichsten Zuhörer sich sämtlich auf die Seite der Gemeinde neigten [35]). Susanna sieht darin eine gesegnete Demütigung für den sonst von ihr hochgeschätzten Mann, dessen menschliche Schwächen ihrem scharfen Blicke nicht entgangen waren, wie auch eine Bemerkung gegen Lavater über ihn beweist, die für alle ernsten

Seelsorger recht beachtenswert ist: „Sobald er Beifall erhielt, weg war der Geist und Segen."

Susanna selbst blieb den ihr verhaßten Streitigkeiten fern, sie hoffte sogar, kraft dieser Neutralität einmal als Vermittlerin auftreten zu können. Aber mitten im Kampfe wurde Fresenius nach kurzer Krankheit abgerufen (am 4. Juli 1761). Als nun der lange hochgeschätzte Seelsorger rasch aus dem Leben schied, zeigte sich, daß er das Vertrauen seiner Herde doch nicht verloren hatte. Pfarrer Griesbach, der ihm unter allen Geistlichen am nächsten stand, hielt die Trauerrede über Psalm 92, 13—16: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum u. s. f."

Im Anhange dieser Predigt finden sich zahlreiche Leichen-Carmina, darunter auch ein Gedicht der Fräulein Maria Magdalena v. Klettenberg, in welchem diese den Gefühlen des Dankes gegen ihren „teuersten geistlichen Vater" innigen Ausdruck verleiht [36]).

In diesem Anhange fehlt dagegen ein Gedicht von Gottsched, der damals noch immer von vielen bewundert ward, wenn auch sein Stern schon im Erbleichen war [37]). Die bezüglichen Verse mögen hier eine Stelle finden:

„. . . . . Ihr Bürger dieser Stadt,
Ihr Herzen, die sein Mund zu Gott gezogen hat,
Ihr Frommen, deren Trieb und Andacht er erwecket,
Ihr Sünder, die sein Wort dem Donner gleich erschrecket,
Ihr alle wißt und kennt die ungemeine Kraft
Von seiner Gottesfurcht, von seiner Wissenschaft,
Von seiner Lieblichkeit, von seinem Ernst im Strafen,
Von seiner Hirten-Treu' und Liebe zu den Schafen."

Wenn aber auch der Tod von Fresenius die schöne Seele bewegte, so führte dieses Ereignis doch keinen Bruch mit ihrem herrnhutisch gerichteten Freundeskreise herbei. Wohl erkannte sie allmählich, daß nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten und sie dadurch auch nicht mehr als ehemals

durch die kirchlich ſymboliſche Sprache gefördert wurden; allein ſie ließ mit ſtiller Verträglichkeit einen jeden nach ſeiner Art gewähren, ja ſie ſuchte ſich in die Sprache der Brüder einzuleben. Ihre Lieder tragen denn auch von dieſer Zeit an das Gepräge der Brüdergemeinde. Hierher gehören die früher erwähnten Anfangslieder. Der Titel ſoll wohl andeuten, daß ſie ihren Anſchluß an Zinzendorf als den Beginn eines neuen Lebens anſah. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Poeſieen, wie Lappenberg ſagt, in den blutroten, ſchweißtriefenden Gnadenquell der Myſtik viel tiefer getunkt ſind als die „neuen Lieder"; und wenn Suſanna nachmals bekennt, daß unter den Liedern, die ſie erbaut hatten, manches Abgeſchmackte geweſen ſei, ſo muß man bekennen, daß auch ihre eigenen Verſe aus dieſer Zeit der erſten Hingabe an Herrnhut, ſo warm ſie empfunden ſind, manches Schwülſtige enthalten, ebenſo wie ihre Briefe an Glieder der Brüdergemeinde. Man erwehrt ſich des Eindruckes nicht, daß ſie hierbei unwillkürlich einem ihr fremden Geſchmack ſich anſchloß, während ſolche abſonderliche Wendungen kaum ungeſucht aus ihrer innerſten Seele herausgeſtrömt ſind. Darauf deuten auch die etwas reſigniert klingenden Worte der Bekenntniſſe hin, womit ſie ihren Anſchluß an die Brüdergemeinde eingeleitet hat. „Hätte ich doch immer geſchwiegen und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinen Geheimniſſen hervorzutreten, dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können."

Einige der ſchönſten unter den „Anfangsliedern" ſind bereits früher an verſchiedenen Stellen angeführt worden. Wir reihen hier zunächſt noch einige an, welche Lappenberg noch nicht gekannt hat [38]).

„Wer Dich hat, der hat alles:
Wer Dich nicht hat, hat nichts!
Du biſt der Troſt des Falles:
Die Quelle alles Lichts!
Die Arzenei der Schwachen,
Der Starken Jubellied!

Wie froh kannſt Du den machen,
Der Dich am Kreuze ſieht.“

---

„Er ſpricht mit mir von Seinen Schmerzen,
Er malt mir Seine Leiden dar,
Dann ſeh' ich, ach, wie Seinem Herzen
So bang in jenen Stunden war.
Noch höre ich Sein ängſtlich Sehnen,
Ach! mir zerfließt mein Aug' in Thränen,
Der Atem ſelbſt erhält ſich kaum.
Doch das ſind anmutsvolle Zähren
Und Schmerzen, die nur Luſt gebären,
Das Kreuz iſt mir ein Lebensbaum.

„Oft pflegt der Schmerzensmann zu ſagen,
Wie Er in jener Leidensnacht
Die Fürſtentümer Schau getragen
Und ihren Trotz zum Hohn gemacht.
O das entflammt den Grund der Seelen,
Wie möcht' ich's Oſt und Weſt erzählen,
Wie groß Du, ſchöner Heiland, biſt.
Wie ſchwach, o Tod, ſind Deine Kriege!
Wo ſind, o Hölle, deine Siege,
Seitdem er auferſtanden iſt?

„Noch mehr, Er läßt mich Hand und Herze
In einer ſolchen Nähe ſehn,
Wo von dem rauhen Leidensſchmerze
Noch die verklärten Male ſtehn!
O welch ein göttliches Vergnügen!
Hier darf ich wie Johannes liegen.
Auch mir vergönnt er Thomas' Glück.
In Seiner Seit', in Seinen Wunden
Hab' ich, gleich ihm, mein Heil gefunden,
Und oft erneut ſich dieſer Blick.“

Für die herrnhutiſche Redeweiſe beſonders charakteriſtiſch iſt folgendes Gedicht (Nr. XIII bei Lappenberg):

„Herzens Heiland, deine Liebe,
Die Dich bis ans Kreuz gebracht,
Wirkt in mir ſo zarte Triebe,
Wenn ich die Geſtalt betracht',

Wie Du ganz mit Blut beflossen,
Wie Dein heil'ger Leib verwund't;
Da hast Du mich eingeschlossen
In den ew'gen Liebesbund!

„Mein Heil liegt in Deinen Wunden,
Hier läßt sich's gar sanfte ruh'n:
Seit ich diesen Ort gefunden,
Laß ich Dich alleine thun;
Will mir nicht mehr selber raten,
Bin ein Kind auf Deinem Schoß:
Du bist gut für allen Schaden
Und bewahrest mir mein Los.

„Liebes Lamm, Du kennst dies Herze,
Das vor Deinem Kreuze liegt,
Wie es sich auch bei dem Schmerze
Nur zu Deinen Füßen schmiegt;
Ich weiß nichts als von Erbarmen,
Gnade ist mein Element:
Alsdann kann mein Herz erwarmen,
Wenn Dein Blut es überschwemmt.

„Drum schließ ich mich in die Ritzen
Deiner off'nen Seit' hinein;
Kann ich nur hier ruhig sitzen,
Als Dein liebes Täubelein,
So bin ich recht wohl geborgen,
Ich bin Dein, so wie ich bin,
Und leg' alle meine Sorgen
Auf Dein eignes Herze hin."

Aber nicht nur in den poetischen Versuchen dieser Zeit verrät sich auf Schritt und Tritt der Einfluß Herrnhuts, sondern auch in Susannas Zeichnungen. Sie hatte schon als Kind Unterricht in dieser Kunst erhalten und sagt selbst, sie würde es weiter gebracht haben, wenn ihr Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte, während er nur Hände und Übung hätte. Besonders zeichnete und malte sie viel in der auf die Auflösung der Verlobung folgenden Zeit. Der kunstsinnige Herr v. Moser brachte ihr auch in dieser Hinsicht viele Anregung.

Nachdem sie dann in Zinzendorfs Gedankenwelt sich ein-

gelebt hatte, malte ſie Bildchen, die an ihre geiſtlichen Ideen ſich anſchloſſen, von denen ſie aber in den Bekenntniſſen bemerkt, daß ſie ſchwerlich vor den Augen des hochgebildeten Oheims würden Gnade gefunden haben. Dahin gehört wohl auch eine Sammlung von Paſtellbildern unter Glas, welche die Leiden Chriſti und anderes darſtellten, deren ihr Schwager, Herr v. Trümbach, einmal in einem Schreiben Erwähnung thut [39]). Später erſchienen ihr dieſe Bildchen, wie ſie bei den Herrnhutern beliebt waren, als Tändelwerk. Immerhin iſt zu beklagen, daß ſich nichts davon erhalten hat; ſicherlich hätte ſich neben manchem weniger Erfreulichen auch anderes gefunden, was von ihrer Liebe zu dem Heilande ein erhebendes Zeugnis abgelegt hätte. Lavater äußert ſich darüber: „Ich beſah ihre Miniaturgemälde. Viel für ſie.“

Nur ein einziges Bild von Suſannas Hand hat ſich erhalten, und zwar ihr eigenes Bild. Es iſt das Porträt, welches der dritten Auflage von Delitzſchs Philemon beigegeben iſt, ein Aquarell, auf deſſen Rückſeite die Buchſtaben S. C. V. K. fecit ſich befinden, ſo daß hier offenbar eine eigene Arbeit vorliegt. Über den künſtleriſchen Wert gehen die Anſichten auseinander. Nach Delitzſchs Gewährsmann iſt der Kopf mit vielem Fleiß fein ausgeführt, während nach dem Urteile von Hofrat Ruland die Technik ſehr mangelhaft iſt. Das Eigentümlichſte aber iſt, daß Suſanna ſich als Nonne dargeſtellt hat. Es liegt nahe, daraus auf Sympathieen für die katholiſche Kirche zu ſchließen, aber ſie hat ſelbſt den Grund der von ihr gewählten Kleidung angegeben. Sie hat nämlich das Aquarell für eine Freundin, Fräulein v. Wunderer, im Jahre 1767 gemalt, als dieſe in das Cronſtettiſche Stift eintrat, und zwar beabſichtigte ſie dabei den Scherz, zu beobachten, ob die Freundin ſie auch in dieſer Tracht ähnlich finden werde. Die Reliquie kam durch die ſpätere Beſitzerin, Fräulein v. Humbracht, im Jahre 1815 an Goethe und befindet ſich heute noch im Goetheſchen Familienarchiv zu Weimar.

Dieſes Bildnis hat vielleicht den Dichter, falls es ihm ſchon von früher her bekannt geweſen, auf den Gedanken gebracht, von einer geſchichtlich nicht nachweisbaren Aufnahme Suſannas in ein adeliges Stift zu reden. Der Oheim ſoll dieſe Aufnahme nach den „Bekenntniſſen“ veranlaßt und der Nichte nachmals ein herrliches Ordenskreuz des Stiftes überreicht haben. Aber ſie war weder Mitglied des Cronſtettiſchen Damenſtiftes, noch Konventualin des St. Katharinen- oder Weißfrauenkloſters. Hier liegt alſo einer jener Züge vor, die Goethe eingeflochten hat, um einen Zuſammenhang zwiſchen dem ſechſten Buche und den übrigen Büchern zu vermitteln [40]).

# VIII.

## Durch Freud' und Leid.

Bald nach dem Tode von Freſenius mußte Suſanna das „Puppenwerk" aus den Händen legen[41]). Es folgten teils freudige, teils trübe Ereigniſſe im Familienkreiſe, welche ſie ſo in Anſpruch nahmen, daß alle ihre übrigen Intereſſen davor in den Hintergrund treten mußten.

Im Jahre 1763 vermählte ſich die jüngſte Tochter des Hauſes, die anmutige Maria Magdalena, mit einem adeligen Herrn aus Franken, Philipp Rudolph v. Trümbach. Der Bräutigam war damals Regierungsrat und Kammerjunker im Dienſte des Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel und wurde nachmals Oberamtmann, anfangs zu Gelnhauſen und ſpäter zu Hanau.

In den Bekenntniſſen wird die Hochzeit ſehr ausführlich beſchrieben. Sie ſoll auf dem Schloſſe des kunſtſinnigen Oheims ſtattgefunden und von einer Reihe höchſt anziehender Feſtlichkeiten begleitet geweſen ſein. Vermutlich hat hier Goethe ſeiner Phantaſie freien Spielraum gelaſſen und die Schilderung der Trauung benutzt, um ſeine eigenen Gedanken über die beſten Einrichtungen für eine ſolche Feier darzulegen. Es iſt jedenfalls ſchwer, hier Dichtung und Wahrheit zu ſcheiden. Eines ſcheint aber feſtzuſtehen, nämlich daß die Trauung wirklich nicht in Frankfurt, ſondern in der Nachbarſchaft ſtattgefunden hat[42]).

Ob hinter dem Oheim der Bekenntniſſe vielleicht ein entfernter Verwandter der Familie ſich verhüllt, und ob er wirklich

jene hervorragende Eigenſchaft beſeſſen hat, welche Goethe jenem Manne zuſchreibt, läßt ſich nicht feſtſtellen; das Wahrſcheinlichſte iſt doch, daß der Dichter dieſe Perſon weſentlich dazu einführt, um ſeine perſönliche Stellung zu den Anſchauungen der ſchönen Seele darzulegen, wie ſchon im erſten Kapitel ausgeführt wurde. In dieſer Hinſicht dürfte beſonders folgender Ausſpruch des Oheims wichtig ſein.

„Hätten Sie, meine Freundin, deren höchſtes Bedürfnis war, mit Ihrer inneren ſittlichen Natur ins Reine zu kommen, anſtatt der großen und kühnen Aufopferungen, Sich zwiſchen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl, nur ſo hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerſpruch mit Sich ſelbſt, niemals einen zufriedenen Augenblick genoſſen haben.“ Dahin gehört auch der Ausſpruch: „Entſchiedenheit und Folge iſt nach meiner Meinung das Verehrungswürdigſte am Menſchen . . . Fürwahr ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden.“ Auch darin erinnert der Oheim der Bekenntniſſe an Goethe, daß er ſich bemühte, in der Sprache der ſchönen Seele zu reden. Wie aber Suſanna den Oheim bat, ſie nicht durch eine ſolche Gefälligkeit zu beſchämen, ſondern, was er zu ſagen habe, in ſeiner eigenſten Sprache ſie hören zu laſſen, ſo erklärte ſie auch ihrem jungen Freunde offen, daß ſie es lieber habe, wenn er ſich offen als einen Heiden gebe, als wenn er ſich der chriſtlichen Terminologie bediene.

In einer anderen Beziehung noch dürfte dieſe Darſtellung der Trauung von Suſannas Schweſter einen geſchichtlichen Kern haben, nämlich inſofern, als das durch dieſe Feier erzwungene Hervortreten der ſchönen Seele aus ihrer ſtillen Selbſtbeſchaulichkeit in der That ihren Geſichtskreis in mehr als einer Hinſicht erweitert hat. Sie fing an zu begreifen, daß nach dem apoſtoliſchen Worte: „Alles iſt Euer“ (1 Kor. 3, 22) der Jünger Chriſti das Recht hat, ſich an allem, was ſchön und groß in der Welt iſt, herzlich zu erfreuen, und daß beſonders die Kunſt eine hohe

Bedeutung für das Innenleben gewinnen kann. So kehrte Susanna durch manchen schönen Eindruck bereichert nach den festlichen Tagen wieder in das Alltagleben zurück. Ihre christliche Gesinnung war die gleiche wie zuvor; doch war sie weitherziger geworden. Lebte sie auch in der früheren Weise still dahin, so daß scheinbar alles beim Alten blieb, so haben doch wohl die bei jenen Feierlichkeiten empfangenen Eindrücke sie befähigt, nachmals auf einen Genius, wie Goethe, einen bedeutenden Einfluß auszuüben, der sich nicht auf das religiöse Gebiet allein erstreckte.

Die Ehe der Magdalene v. Klettenberg war nach den Bekenntnissen nicht ganz glücklich. Herr v. Moser hatte nach dieser Darstellung eine solche Wendung vorausgesehen, da er bei der Trauung eine etwas pessimistisch klingende Äußerung nicht unterdrücken konnte; doch fragt es sich, ob dieses Wort wirklich historisch ist. Wir besitzen nämlich ein von ihm verfaßtes Hochzeitsgedicht, welches auf eine solche trübe Vorahnung nicht schließen läßt, unter dem Titel: „Treue Wünsche an dem v. Trümbach und v. Klettenbergschen Vermählungsfest den 7. Junius von dem Haus-Freund Friedrich Karl v. Moser.“ Es ist zwar nicht bedeutend, dürfte aber, da es noch nicht bekannt ist, einiges Interesse erregen und soll deshalb auch hier eine Stelle finden als Denkmal der zwischen Moser und dem Klettenbergschen Hause bestehenden Freundschaft.

„Der Freundschaft soll mein Lied gelingen,
Der Wahrheit soll es heilig sein,
Das Fest der Freuden zu besingen
Und Blumen ihrem Weg zu streu'n.
Umringt mit Grazien der Jugend
Betritt sie heut' den Trau-Altar,
Und Brust und Herz voll reiner Tugend,
Geschmückt mit Gottesfurcht und Tugend,
Der Liebe Ihres Trümbachs dar.

„Er sah den Vorzug Deiner Seelen,
Entzückt von Deines Herzens Wert,
Die Vorsicht hieß ihn, Dich zu wählen,
Und seinen Wunsch hat sie erhört.

Sein Geiſt mit Wiſſenſchaft gezieret,
Sein Herz voll Treu' und Redlichkeit,
Sein Blick, den Ernſt und Sanftmut zieret,
Hat Deinen edlen Geiſt gerühret
Und Eure Liebe benedei't.

„Wie ſelig iſt ein ſolches Wählen,
Das, auf Gebet und Gott gegründ't,
Zwei ſich zum Glück erkorne Seelen
Zum ſanften Eheband verbind't:
Wie ſicher folgt man dieſem Triebe!
Sehr kurz iſt unſre Lebenszeit,
Doch ſtärker als der Tod iſt Liebe.
Wer würdig lieben kann, der liebe,
Ein Chriſt liebt auf die Ewigkeit.

„Dein Haus ſei ſtets des Friedens Tempel,
Du deſſen Zierde, weiſe Frau:
Dein Chriſtenwandel ein Exempel,
Darin man Licht und Wahrheit ſchau!
Ergieße Deinen beſten Segen,
Herr, über die Vermählten aus:
Des frommen Vaters reicher Segen
Der Schweſter und der Freunde Segen
Bau ihr und ihrer Kinder Haus!"

Es folgten auf jenes frohe Hochzeitsfeſt zwei ſtille Jahre, in denen Suſanna dem oft leidenden Vater die abweſende Tochter treulich zu erſetzen ſich bemühte, in dieſen Dienſt der Liebe mit der anderen Schweſter, Maria Franziska, ſich teilend, welche im Haushalt ſich als ihr rechter Arm erwies.

In dieſe Zeit fällt ein Beſuch des berühmten „Magus aus dem Norden", Johann Georg Hamann, in Frankfurt. Seine tiefſinnigen Schriften hatten das Intereſſe Moſers in ſolcher Weiſe erweckt, daß der einflußreiche Mann die Abſicht hatte, dieſem geiſtreichen Menſchen zu einer geſicherten Stellung zu verhelfen. Er ſchrieb deshalb an Hamann: „Eine ungenannte Freundin, deren Name ſich auch mit K. anfängt, und die des Namens meiner einzigen Freundin durch ein Herz voll Himmel ſo ſehr würdig iſt, vereinigt mit mir ihren Wunſch; und ſie ſoll es ſein, die Ihnen den erſten Trunk in einer der Freundſchaft und Wahr-

heit geheiligten Hütte einſchenke." Daß hier niemand anders als Suſanna v. Klettenberg gemeint iſt, unterliegt keinem Zweifel. Hamann reiſte denn auch im Jahre 1764 nach Frankfurt, verließ aber die Stadt ſofort, da er ſeinen Gönner durch Zufall verfehlte, und hinterließ überhaupt durch ſein wunderliches Weſen keinen günſtigen Eindruck im Kreiſe der Fräulein v. Klettenberg, wie wir durch Goethe wiſſen[43]).

Noch mit einem anderen Theologen im fernen Oſten trat ſie in nähere Beziehung. Es war der Pfarrer Sebaſtian Friedrich Treſcho zu Mohrungen in Preußen, ein ſehr eifriger Erbauungsſchriftſteller (1733—1804), der lange Zeit hindurch faſt jedes Jahr ein neues Buch erſcheinen ließ, ſo daß nicht ohne Grund ein Freund von Claus über ihn äußerte: „Der Herr ſchreibt zu viel." Es iſt derſelbe Geiſtliche, in deſſen Hauſe der junge Herder längere Zeit als Gehilfe thätig war, ohne ihm übrigens ein ſehr freundliches Andenken zu widmen. Suſanna v. Klettenberg aber intereſſierte ſich lebhaft für ihn, nachdem Hamann vermutlich ſie auf ihn hingewieſen hatte. Sie eröffnete ihrerſeits den Briefwechſel durch ein längeres Schreiben, in welchem ſie den damals noch etwas zaghaften Mann zur Herausgabe einer neuen Erbauungsſchrift aufforderte. Er hatte im Jahre 1762 ſeine ſogenannte Sterbebibel erſcheinen laſſen unter dem Titel: „Kunſt ſelig und fröhlich zu ſterben"; ſie forderte ihn nun auf, auch eine Lebensbibel herauszugeben, die zur Ergänzung dienen ſollte. Einige Stellen aus dieſem Schreiben haben ſich erhalten und mögen hier eine Stelle finden, da es der erſte Brief der ſchönen Seele iſt, von dem wir wiſſen[44]).

„Mein Brief iſt ſchon ſehr lang, aber noch einen Wunſch muß ich Ihnen entdecken. Sie haben uns die Kunſt zu ſterben geſchildert; möchten Sie doch auch einmal, und zwar fein bald, etwas von der Kunſt, glücklich zu leben, unternehmen. Dieſe Kunſt beſteht in dem Umgange mit dem Heilande. Ein Herz, das in eine wahre perſonelle Konnexion ... mit dem Heilande gekommen iſt, kann nichts anderes unter allen Berufsgeſchäften, bei

Wachen und Schlafen thun, als vor ſeinen Augen ſchweben und in ſeinen Wunden leben; und es iſt jede Viertelſtunde unglücklich, in welcher es dieſe Seligkeit vermiſſen muß. Es mangelt uns an ſolchen Schriften, die einem ſolchen Herzen wie ein Anſtrich dienen könnten, wenn ſie durch mancherlei äußerlichen Druck ein wenig matt geworden ſind.“ Nachdem Suſanna ſich noch über einige verwandte franzöſiſche und engliſche Schriften, die ihr als muſtergültig vorſchwebten, ausgeſprochen, ſchließt ſie mit den Worten: „Iſt dieſer Vorſchlag mein Gedanke, ſo verfliege er in der Luft — iſt es aber vielleicht ein höherer Ruf, der durch ein ſchwaches Werkzeug an Sie hat ſollen gebracht werden, ſo wird ſich ſeine Kraft ſchon wirkſam erweiſen.“

Suſanna wünſchte noch beſonders in der Lebensbibel die Einſchaltung von Unterredungen mit Gott, und auch hierin folgte Treſcho ihren Winken. Noch einmal gedenkt er ihrer, wie es ſcheint, in einer Betrachtung (zur 29. Woche), indem er in der Einleitung bemerkt: „Eine von meinen gottſeligen Freundinnen bat mich, in dieſem Wochenblatt ihren lieben Text, wie ſie ihn nennt, Phil. 3, 7—14 (Was mir Gewinn war, das habe ich um Chriſti willen für Schaden erachtet), durch einige zufällige Betrachtungen zu erläutern.“ Indem er dieſer Aufforderung, die ſo ganz aus den eigenſten Erfahrungen des Fräulein v. Klettenberg ſich erklärt, Folge leiſtet, ruft er ihr zu:

„Sei einer Biene gleich,
Nimm, was dir ſchmeckt, und wähle
Die beſte Blume aus — für eine dürre Seele
Iſt auch das ſchlecht'ſte Feld an Süßigkeiten reich.“

Nach einer Äußerung von Schultheß ſoll Suſanna auch Lieder in die Sterbebibel geliefert haben. Doch läßt das Vorwort zu der 1767 erſchienenen zweiten Auflage, die hier allein in Betracht kommen könnte, keine Aufnahme fremder Gedichte vermuten, auch enthält ein Brief Treſchos an Suſanna vom Jahre 1766 (im Nachlaß) keinen Hinweis auf eine derartige Beihilfe. Nur einzelne dieſer poetiſchen Verſuche erinnern an die dichteriſche Eigenart

der ſchönen Seele und könnten etwa von ihr herrühren, falls jene Äußerung überhaupt Grund haben ſollte.

Im Jahre 1765 wurde die Familie Klettenberg plötzlich von einem ſchwerer Schlage betroffen, indem die bis dahin kräftige ledige Schweſter binnen drei Wochen weggerafft wurde (15. Mai). Die Gemütserſchütterung warf gleichzeitig Suſanna und die verheiratete Schweſter auf das Krankenbett, ſo daß der greiſe Vater in großer Sorge um alle ſeine Kinder ſchwebte. Suſanna konnte ſich nach einigen Wochen wieder vom Krankenlager erheben; aber es währte lange, bis ſie ſich von dieſem erſchütternden Verluſte erholte. Ihre Empfindungen ließ ſie damals in einem Trauergedichte auf die Verklärte ausſtrömen. Sie bedurfte jetzt einer Stütze für ihre eigene Perſon, welche ſie in Katharina Rebekka Petſch fand, die ihr bald aus einer Geſellſchafterin zu einer Freundin werden ſollte, um ſo mehr, als ſie mit ihr auch die Sympathieen für die Brüdergemeinde teilte. Ihre Eltern hatten ſchon an einem im Jahre 1744 mit Unterſuchung bedrohten herrnhutiſchen Konventikel teilgenommen. Sie bildete alſo ein Bindeglied zwiſchen dem älteren und dem jüngeren herrnhutiſch geſinnten Kreiſe in Frankfurt. Pfarrer Claus, dem ſie nachmals die Hand reichte, rühmt ihre frühzeitige Herzensanhänglichkeit an Gott und ihren lieben Heiland. Auch ſeine Freunde ſprechen ſich über ſie in der anerkennendſten Weiſe aus. Schultheß nennt ſie in ſeinem Gratulationsſchreiben an Claus (14. Januar 1769) eine wohl bekannte, ganz redliche, ganz fromme Freundin und fügt treuherzig hinzu: „Wie oft, wieviel hundert Stunden iſt ſie bei unſerer treuen Freundin im Ecklin in der Stube geſeſſen und hat herzliche Worte des Lebens in ihrem guten Herzen verglichen.“ Ein anderer Bekannter preiſt ſie als eine „Zierde chriſtlicher Weiber“.

Das folgende Jahr brachte Suſanna wieder eine Miſchung von Freude und Leid. Dem Trümbachſchen Ehepaar wurde zu Frankfurt eine Tochter geboren (am 6. Juni 1766 getauft). Der Name des Kindes war Erneſtine Chriſtiane Suſanna Wilhelmine. Unter den Patinnen befindet ſich auch Suſanna v. Klettenberg,

die dieſes Kind beſonders in das Herz geſchloſſen hat. Wenn in den Bekenntniſſen angegeben iſt, daß das erſte Kind der Trümbachſchen Eheleute ein Sohn geweſen und dabei die Freude des Großvaters über den Enkel in rührender Weiſe geſchildert wird, ſo gehört dies mit zu den Zügen, in denen der Dichter abſichtlich die ihm als Vormund der zwei Trümbachſchen Kinder ſicher bekannten Thatſachen umgeſtaltet hat. Er läßt jenem erſten Sohne ſogar noch zwei Töchter und einen zweiten Sohn folgen, während thatſächlich nur noch ein Sohn der Trümbachſchen Ehe entſproſſen iſt — das alles offenbar im Intereſſe ſeines Romans!

Der alte Klettenberg hat die Geburt eines Enkels nicht einmal erlebt; denn er ſtarb bereits am 4. Juli 1766. Während wir ſonſt über ſeine religiöſen Geſinnungen wenig erfahren, war ſein Ende ſo erhebend für die Tochter, daß ſeine letzten Tage ihr einen tiefen Eindruck machten, beſonders durch die Freudigkeit, mit der er der Auflöſung im Hinblick auf Gottes Gnade entgegenſchaute.

Zur Beſtätigung deſſen, was die Bekenntniſſe darüber berichten, dient der Brief einer adeligen Dame v. Coelsnitz aus Stadthagen vom 10. September 1766 an Frau v. Trümbach (im Nachlaſſe von Suſanna v. Klettenberg befindlich), in welchem ſie der Freundin ihre Trauer bezeugt. Hier heißt es: „Welch' großer Troſt iſt es doch, bei dieſer gerechten Betrübnis (die teuren Eltern zu verlieren) verſichert zu ſein von ihrer gewiſſen Seligkeit, und daß wir wieder einmal beiſammen kommen und bleiben werden!“ Maria Magdalena hatte offenbar über das Ende ihres Vaters in gleichem Sinne berichtet, wie es Suſanna in ihren Aufzeichnungen gethan.

Suſanna ſtand nun völlig allein. Die Verhältniſſe, in die ſie durch den Tod des Vaters verſetzt ward, waren nicht glänzend; ſie mußte ſich mancherlei Einſchränkungen auferlegen. Sie war ferner weſentlich auf die Einkünfte aus liegenden Gütern angewieſen, was ihr mancherlei Unbequemlichkeiten bereitete. Doch

konnte ſie wenigſtens bis an ihr Ende ſorgenfrei leben und auch den Ihrigen noch manche Wohlthat erweiſen. Der Umſtand, daß keine wichtigen Pflichten ſie an das Haus banden, veranlaßte ſie, manche alte Beziehungen wieder anzuknüpfen. Sie nahm nun wieder regen Anteil an den Privaterbauungen, welche nach dem Weggange des Herrn v. Bülow von dem inzwiſchen wieder nach Frankfurt zurückgekehrten Kandidaten Claus geleitet wurden. Bald bildete ſie den belebenden Mittelpunkt des ganzen nach der Seite der Brüdergemeinde ſich neigenden Kreiſes. Es drängte ſie nun auch, da ſie freie Zeit hatte, eine herrnhutiſche Anſtalt einmal ſelbſt genauer kennen zu lernen. So reiſte ſie im Auguſt 1766 nach der nicht weit von Frankfurt gelegenen Anſiedelung Marienborn, welche ſich allein damals von den drei Anſtalten der Brüdergemeinde in der Wetterau (Ronneburg, Herrenhag und Marienborn) noch aufrecht erhalten konnte. Die kleine Gemeinde war beſonders durch den Zuzug von allerhand Schwärmern vermehrt worden, hatte aber dadurch mancherlei Störungen in ihrem inneren Leben erfahren müſſen. Man darf den Segen, den dieſe herrnhutiſchen Anſtalten der Wetterau brachten, nicht unterſchätzen[45]), aber die Blütezeit derſelben war ſchon vorüber, als die ſchöne Seele nach Marienborn kam. Dennoch trat ſie von dieſer Zeit an in Briefwechſel mit einigen Perſonen der Gemeinde, aus welchem immer noch ein tieferes Intereſſe für die Sache Zinzendorfs hervorleuchtet. So ſchrieb ſie am 4. Januar 1767 an den Diaſpora-Arbeiter Schick über die Frankfurter Verhältniſſe. Aber obwohl ſie Gott ihren Dank dafür ausſpricht, daß er ſie in einer eiteln Stadt beſonders wohnen laſſe, mahnt ſie dennoch den etwas übereifrigen Bruder zur Vorſicht im Verkehr mit den „hieſigen Kindern Gottes". „Zu thun iſt für menſchliche Kräfte nichts als zu beten und zu harren. Daß wir aber durch Stillefein und Hoffen ſtark ſein und ſiegen werden, das weiß ich gewiß; Er verſichert mich deſſen täglich. Die Stunde aber behält Er Seiner Macht vor und übt einſtweilen unſern Glauben.

Damit derſelbe doch nicht ganz ohne Stärkung bleibe, ſo läßt unſer guter Herr mich ganz unvermutet hier und da ſehen, daß ich nicht ganz allein über blieben bin, ſondern daß hier unter unſerm Häufchen verſchiedene ſind, die ſo denken wie ich. Sie haben ein Herz zu mir gewonnen und ſich mir entdeckt. — — Geduld aber iſt uns not. Des Heilandes Sein Stundenzeiger und unſerer gehen ſehr different; darum aber iſt Er auch der, vor dem tauſend Jahre wie ein Tag ſind, und wir ſind von geſtern her, und meinen, ein Jahr ſei ein Seculum, wenn Er uns auf etwas harren läßt. Das alles heilet und trägt Er an uns." Auch mit Herrn v. Bülow trat ſie in Briefwechſel; ſie ſchrieb ihm von geſegneten Feiertagen in ihrem Hauſe, wo mit ſie wohl auf das Weihnachtsfeſt zurückblickt, das in dem Kreiſe der Brüdergemeinde immer beſonders feierlich begangen wurde[46]).

Ihre Hoffnung, in dieſem Jahre wieder zu den „lieben Geſchwiſtern" in Marienborn zu kommen, hat ſich nicht erfüllt; wichtigere Pflichten nahmen ſie in Anſpruch. Der Schweſter wurde im Sommer 1767 ein zweites Kind geboren, ein Sohn mit Namen Karl Friedrich (getauft am 3. Auguſt). Da Frau v. Trümbach nun damals in Frankfurt bei Suſanna weilte, hatte dieſe vollauf zu thun und konnte ihre Beziehungen zu den Herrnhutern wenig pflegen. In einem Briefe an Biſchof Wenzel Reißer vom 14. Auguſt 1767 entſchuldigte ſie ſich denn auch über ihr langes Schweigen und verſicherte ihm aufs neue, daß ſie den Heiland nicht mehr lieben würde, wenn ſie aufhören ſollte, ſeine Brüder und Glieder zu lieben. Es ergiebt ſich aus dieſem Briefe, daß Suſanna ſogar eine Reiſe nach Holland mit Gliedern der Gemeinde verabredet hatte; aber ſie erklärt, daß ſie durch dieſelben Umſtände daran verhindert würde, welche den Beſuch in Marienborn ihr für dieſes Jahr unmöglich machten. So leid es ihr auch that, den Segen des Umgangs mit den Brüdern nicht ſo genießen zu können, wie ſie es wünſchte, verſichert ſie doch: „So bin ich einſtweilen fröhlich in Hoffnung und

ſage Ihm mit gebeugtem Herzen: ‚Bleib Du mir nur ſtets im Geſicht mit Deinen Wunden-Ritzen‘, ſo kann ich mich in allem Deinem Rat fügen.“ Gegen das Ende ſchreibt ſie in ähnlichem Sinn: „Ich ſuche ſtündlich in meiner Stille, ſünderhaft und arm, mich dahin zu ſchmiegen, wo die andern Lämmer ſitzen, nämlich in die Wunden-Ritzen“, und ſie unterzeichnet ſich: „Ich verbleibe Ihre auf Jeſu Blut und Tod genau verbundene einſame Schweſter.“

Eine Nachſchrift in engliſcher Sprache erwähnt noch den Bruder Loretz, deſſen auch die Bekenntniſſe als eines Majors v. L* gedenken. Loretz war anfangs Offizier in holländiſchen Dienſten geweſen, hatte ſich aber ſeit 1758 der Brüdergemeinde angeſchloſſen und in deren Intereſſe mancherlei Reiſen, auch nach Amerika, gemacht. Da er erſt 1798 zu Gnadenfrei in Schleſien ſtarb, hat er wie Moſer, die Herausgabe der Bekenntniſſe noch erlebt.

Die Kritik, welche in dieſer Schrift an Reißer und Loretz geübt wird, könnte möglicherweiſe aus der Feder Goethes gefloſſen ſein, der dieſe Perſonen ſelbſt bei ſeinem Beſuch in Marienborn kennen gelernt hat; doch kann ſie auch von der ſchönen Seele ſelbſt herrühren [47]). Wenn an dem Biſchofe das Handwerksmäßige in ſeiner Art zu denken hervorgehoben wird, ſo wird man an die Anſichten erinnert, welche Suſanna im Aufſatz von Beobachtung der ſittlichen Pflichten bei einer chriſtlichen Freundſchaft entwickelt hat. „Das wahre Chriſtentum macht nicht nur gute Regenten, treue Bediente und redliche Bürger, ſondern es macht auch, wenn wir allen Befehlen genau nachzukommen ſuchen, höfliche, wohlgeſittete Menſchen; die Befehle der Boten Jeſu ſind überzeugend und klar . . . Wer ſich alſo bekehret und iſt durch eine ſchlechte Auferziehung und Lebensart in dieſen Pflichten unwiſſend geblieben, der findet hier hinlängliche Gründe, das Verſäumte ſo viel als möglich nachzuholen; ich ſage, ſo viel als möglich; denn die Erfahrung überführt uns, daß das, was in der Jugend verſäumt worden, bei dem beſten Willen ſehr ſchwer nachzuholen ſei.“ So ſagt ſie geradezu: „Zwiſchen dem frömmſten

Bauer und einem frommen Hofmann oder recht erzogenen Bürger bleibt immerdar ein großer Unterſchied.“ Die Beiſpiele, welche ſie von der Unhöflichkeit mancher ſonſt guter Menſchen anführt, ſind zum Teil wahrhaft ergötzlich und beweiſen, in welchem Maße bei ihr das äſthetiſche Gefühl ausgebildet war. Man hat mit Recht geſagt, daß ein ariſtokratiſches Gefühl, im geiſtigen Sinne verſtanden, ſich in jenen Äußerungen Suſannas offenbare. Die ſpäteren Briefe an Neißer zeigen denn auch immer mehr Zurückhaltung. Während er beſtändig zur größeren Aktivität für Herrnhut drängte, betont ſie immer entſchiedener, daß ſie in allen Stücken nur auf deutliche Winke des Herrn warte.

Das Jahr 1768 brachte übrigens einen neuen Schlag, der es Suſanna ein- für allemal unmöglich machte, ſich der Sache der Brüdergemeinde ganz zu weihen. In dieſem Jahre ſtarb nämlich auch Frau v. Trümbach. Ihr Ende war, wie das des Vaters, ein ſehr erhebendes; denn nachmals konnte Suſanna der Fürſtin von Büdingen, die die Verſtorbene ſehr geliebt hatte, „Entzückendes über deren letzte Stunden“ erzählen[48]). Herr v. Trümbach iſt dagegen nicht, wie die Bekenntniſſe angeben, vor ſeiner Gattin geſtorben, ſondern hat ſie noch lange überlebt und ſogar bald darauf eine neue Ehe mit einem Fräulein v. Heringen geſchloſſen. Der Dichter hat ſeinen Tod nur deshalb fingiert, um die Erziehung der vier Kinder, von denen er berichtet, durch einen geiſtvollen Abbé zu motivieren, zugleich auch um die Entdeckung des Namens der Familie v. Trümbach zu verhindern, indem er die unbequemen Nachforſchungen allzu wißbegieriger Leſer von der rechten Fährte abzuleiten ſuchte. Alle dieſe Änderungen konnten dazu dienen, ihm den Vorwurf der Indiskretion zu erſparen oder wenigſtens zu mildern.

Nach dem Tode ihrer Schweſter nahm ſich Suſanna mit all der Güte, deren ihr Herz fähig war, der beiden mutterloſen Kinder an, als deren Quaſivormünderin ſie ſich nach einem Schreiben an Neißer anſah. Aber zunächſt konnte ſie wenig für ſie thun, da ſie ſechs Monate lang durch Wiederkehr eines alten

Übels leiden mußte. Sie ſchrieb ihre auffallend ſchnelle Geneſung (nach) langer Krankheit) nächſt Gott dem Rate eines Arztes bei, der nicht nur in den Bekenntniſſen, ſondern auch in anderen Teilen von Wilhelm Meiſter erwähnt wird. Es war dies Dr. Metz, der ſich ſeit 1765 in Frankfurt aufhielt[49]). Lavater ſchreibt darüber in ſeinem Tagebuch: „Sie ſprach viel von den unvergleichlichen Arzeneien eines gewiſſen Dr. Metz in Frankfurt. Der hat ſie, da alle Hoffnung ſchon aufgegeben war, dadurch vom Rande des Grabes zurückgeführt.“ Den Arzt erwähnt Suſanna zwar im Briefe an Reißer nicht; wohl aber ſpricht ſie ihren Dank gegen Gott aus für ihre Rettung aus der Gefahr. „Ja, teuerſter Bruder, ich lebe wieder gegen meine und gegen aller Menſchen Vermutung, gegen alle Wahrſcheinlichkeit und vielleicht gegen den ordentlichen Lauf der mich befallenen Krankheit und den ordinären Lauf der Natur. Aber der Herr der Natur hat Seine Schöpfer-Macht an mir kräftig erwieſen. Ihm iſt alles möglich.“ In der erſten Freude ihres Herzens ſchrieb ſie an Loretz, daß ſie auch nach Grönland gehen wollte, wenn der Herr ſie dahin haben wollte, offenbar unter dem Eindrucke der ins Engliſche überſetzten Miſſionsgeſchichte dieſes Landes von David Krantz, aus der ihr Goethe die in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnten Miſſionsberichte vorgeleſen hat[50]). Aber dieſe im „Glaubens-Heroismus“ gegebene Erklärung ſollte nicht ausgeführt werden. Sie hat wohl die Überzeugung: „Er würde mich auch da zu ſchützen wiſſen, wenn Er, wie ſchon gemeldet, mich hin haben *will*.“ Doch fügt ſie hinzu: „Aber dieſes unterſtrichene Wort erſt recht zu erkennen und zu wiſſen: Er *will*, das iſt die Queſtion“[51]). Allein die Umſtände haben ſich bald ſo geändert, daß ſie noch mehr gebunden war als zuvor. Immerhin ſchneidet ſie Reißer noch nicht alle Hoffnung ab, indem ſie ſchreibt: „Ich ſehe auf keine äußere Schwierigkeiten, ſondern bloß auf Seinen Wink. Mein Heiland hat mich ſo gewöhnt oder verwöhnt, daß mir alles, was mir gut und nützlich iſt, durch verſchloſſene Thüren in das Haus und vor die Füße

kommt." Als daraufhin Neißer, der oft mit zu weit angelegten Unternehmungen sich trug, eine finanzielle Unterstützung der Brüdergemeinde von ihr forderte, antwortete sie auch in dieser Beziehung mit Rücksicht auf ihre eigenen Verhältnisse ablehnend (6. Januar 1769). Er forderte sie auf, wenigstens einmal nach Marienborn auf längere Zeit zu kommen. Aber sie wies nun darauf hin (16. März 1769), daß sie die Pflege zweier sehr alten Tanten und zweier unmündigen Kinder auf sich habe, so daß es ihr unmöglich sei, zu reisen. Susanna begnügte sich übrigens in jenem Briefe nicht damit, auf die äußeren Umstände hinzuweisen, welche ihr das Verlassen der eigenen Häuslichkeit unmöglich machten, sondern sie deutete auch unverhohlen an, daß innere Gründe sie abhielten, weil sie erst einen Ruf ihres treuen Herrn empfangen müßte, wenn sie sich zu reisen entschließen sollte. Es folgt hier eine der lieblichsten Stellen aus ihrem Briefwechsel, die ganz an die schönsten Partieen der Bekenntnisse erinnert.

„Ich würde mich übel dabei befinden, dieses so dreist und entschlossen zu melden, wenn ich nicht Seinen Weg mit mir kennte. Er nimmt mich immer besonders, und so verklärt Er sich mir. Mein eigenes und vieler Freunde gut gemeintes Bemühen, den Plan zu ändern, war immer fruchtlos . . . Viele Umstände in meinem Gang scheinen mich zu überzeugen, daß die Stille und der einzelne Gang bei dem Genuß seiner Liebe mir das ist, was eine Diät bei einer Arzenei ist. Ich bin zu anhängisch, Er kann es nicht anders mit mir machen."

Ihre ganze Zeit war damals in der That in Anspruch genommen durch die beiden Kinder ihrer Schwester. Ihre Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit diesen ihren Lieblingen. Sie malt es sich in den Bekenntnissen einmal aus, wie einst die Kinder der Schwester sich in ihre Kostbarkeiten teilen würden; aber ein noch erhaltenes Aktenstück zeigt uns, daß sie schon bei Lebzeiten anfing, alljährlich, vielleicht zu Weihnachten, alte Medaillen, Münzen und dergleichen Familienerbstücke für die lieben

v. Trümbachſchen Kinder zu beſtimmen[52]). In ihrem Teſtamente hat ſie ferner ausdrücklich angeordnet, daß ihre Juwelen, Pretioſen, Silbergeſchirr, Kleider, Möbel u. ſ. w. ihrer Nichte Erneſtine zufallen ſollten. Auch hier wieder beſtätigen trockene Aktenauszüge die Darſtellung der Bekenntniſſe bis in die geringfügigſten Züge hinein.

Bei den mancherlei ſchwierigen Aufgaben, welche nach dem Tode des Vaters an Suſanna herangetreten waren, hatte ſie ſich nicht mehr der Beihilfe ihres Freundes v. Moſer zu freuen, da derſelbe um dieſe Zeit Frankfurt verließ. Ihre Beziehungen hatten ſich übrigens um dieſe Zeit ohnedies gelöſt, wie ein Brief Suſannas an Moſer vom Jahre 1774 beweiſt, in welchem ſie von acht Jahren redet, in denen ſie einander fremd geworden waren. Erſt kurz vor ihrem Ende wurden die alten Fäden wieder angeknüpft, als Moſer in Darmſtadt weilte. Um ſo erfreulicher war für ſie die Freundſchaft mit ihrem Hausarzte Dr. Metz, der auch in religiöſer Hinſicht ihr Geſinnungsgenoſſe war. Goethe, welcher ebenfalls von ihm behandelt wurde, ſchildert ihn als einen unerklärlichen, ſchlaublickenden, freundlich ſprechenden, übrigens abſtruſen Mann, der ſich in dem frommen Kreiſe ein ganz beſonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerkſam war er den Kranken tröſtlich, mehr aber als durch alles erweiterte er ſeine Kundſchaft durch die Gabe, einige geheimnisvolle ſelbſtbereitete Arzeneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand ſprechen durfte, weil in Frankfurt den Ärzten die eigene Dispenſation ſtreng verboten war. Von einem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand geſehen oder die Wirkung davon geſpürt hatte. Goethe ſchildert ferner, wie ſehr ſeine Freundin auf die Worte des Arztes geachtet hatte und wie ſie auch aus religiöſen Gründen danach trachtete, um Barmherzigkeit an anderen ausüben zu können, ſich ein Mittel zu eigen zu machen, wodurch ſo manches Leiden geſtillt, ſo manche Gefahr abgelehnt werden könnte. Da nun

gerade in dieſer Zeit der junge Frankfurter Dichter mit der ſchönen Seele in vertrauteſter Weiſe verkehrte und von ihr die mannigfachſten Anregungen empfing, iſt hier der Ort, die Beziehungen zwiſchen ihm und Suſanna im Zuſammenhange darzulegen, nachdem derſelben ſchon ab und zu beiläufig gedacht worden war.

# IX.

## Die ſchöne Seele als Schutzgeiſt.

Die Familien Klettenberg und Textor waren verwandt [53]), und daß dieſe Beziehungen auch gepflegt wurden, beweiſt die früher erwähnte Scene zwiſchen Dr. Olenſchlager und Lindheimer, welche ſich im Hauſe des Stadtſchulteißen abſpielten. Obwohl Eliſabeth Textor acht Jahre jünger als Suſanna v. Klettenberg war, traten ſie ſich doch frühzeitig näher, wie ein Eintrag der ſchönen Seele und ihrer beiden Schweſtern in ein der Mutter Goethes gehörendes „Güldenes Schatzkäſtlein der Kinder Gottes“ im März 1748 beweiſt [54]). Die Einzeichnung Suſannas iſt für uns doppelt wichtig, weil es das erſte Schriftſtück iſt, das wir von ihr beſitzen. Sie lautet alſo:

„Laß mich recht arm und elend werden,
Und decke meinen Schaden auf,
Die innere Greu'l, den Sinn der Erden,
Und hemme meinen alten Lauf.
Laß mich den Schlangenbiß empfinden
Und ſich den Durſt nach Dir entzünden,
Daß ich nach nichts mehr ſchrei' und fleh',
Als nur nach Dir und Deiner Gnade,
Bis ich mich bei ſo großem Schade
Geheilet und erhöret ſeh'.“

Ihre Schweſter Maria Magdalena ſchreibt in ähnlichem Sinn:

„So lange ſich mein Blut in meinen Adern reget,
Will ich für Deine Huld, Erlöſer, dankbar ſein,
So lange noch ein Puls in meinem Herzen ſchläget,
So lang entſchließ ich mich, die Sünde anzuſpei'n.
Du haſt die Freiheit mir von ihrem Joch erworben,
Ich bin an Deinem Kreuz derſelben abgeſtorben."

Vielleicht war die gemeinſame Verehrung von Freſenius, der ſich gleichfalls mit ſeiner Gattin in das Büchlein eingeſchrieben hat, der Anlaß zu einem innigeren Verhältniſſe der jungen Mädchen geworden. Daß auch Goethes Mutter ihrer Liebe zum Heilande gelegentlich in ähnlich inniger Weiſe, wie ihre Freundinnen, Ausdruck gab, beweiſen folgende Verſe, die ſie in ein Stammbuch eingeſchrieben hat [55]).

„Es ſei ferne von mir rühmen
Ohn' in Chriſti Kreuz allein,
Seine Wunden, Seine Striemen,
Seine Dornen, Seine Pein,
Sind mein ſchönſter Ehrenruhm,
Meines Glaubens Eigentum,
Meine Krone, die mich ſchmücket,
Und mein Troſt, der mich erquicket."

Es iſt auch bekannt, wie Frau Rat in ſo mancher Lage des Lebens von dem in den pietiſtiſchen Kreiſen ſo beliebten Schriftorakel Gebrauch gemacht hat. Daß ſie noch in ſpäteren Jahren gegen eine gewiſſe Art oberflächlicher Aufklärung ſich abgeneigt zeigte, beweiſt eine draſtiſche Äußerung über Bahrdt und andere neumodiſche Theologen, die der Schweizer Landolt 1782 aus ihrem Munde vernahm, nämlich daß „dieſe Herren uns die Bibel allzu ſtark moderniſieren wollen und die Apoſtel und Jünger Chriſti, und andere ehrwürdige, weiſe und vortreffliche Männer des grauen Altertums zu hochfriſierten franzöſiſchen petitmaitres umſchaffen, und ſie da mit dem Degen an der Seite und dem Chapeau-bas-Hütchen unterm Arm auftreten und hundert wunderliche Sprünge machen laſſen" [56]). Immerhin liegt ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen ihrer Frömmigkeit und der ihrer Freundin Klettenberg vor [57]). Wo Suſanna von dem Heilande redet, da

ſpricht Frau Rat lieber von Gott oder der Vorſehung. Zwar iſt es nicht zutreffend, daß ein ſtark ausgeprägter Vorſehungsglaube lediglich in altteſtamentlichen Gedanken wurzeln müſſe – er ſtellt vielmehr, wo er lebenskräftig iſt, gerade eine reife Frucht der Rechtfertigung durch Chriſtus dar —, immerhin iſt die Verſchiedenheit der Ausdrucksweiſe nicht zu verkennen.

Nach Goethes Äußerungen in Dichtung und Wahrheit könnte es ſcheinen, als ob Frau Rat erſt in ſpäteren Jahren (um 1768) angefangen hätte, aus Mangel an Unterhaltung Intereſſe an der Religion zu zeigen. Aber ſie hatte bereits an dem Bülowſchen Kränzchen teilgenommen und die Vorträge von Claus beſucht — ein Beweis, daß ſie die Beziehungen zu Fräulein v. Klettenberg nie abgebrochen hat. Auch Goethe ſelbſt hat ſchon vor ſeinem Leipziger Aufenthalte Suſanna kennen gelernt, wenn er gleich erſt nach der Rückkehr von dieſer Hochſchule in ein beſonders vertrauliches Verhältnis zu ihr getreten iſt. Denn er hat ſpäter in einem Geſpräche mit Eckermann [58]) geäußert, daß ihn wohl Fräulein v. Klettenberg zu dem von ihm wenig geſchätzten Gedichte über die Höllenfahrt Chriſti veranlaßt hätte, da er nicht wüßte, wer von ſeinen Freunden einen ſolchen Gegenſtand anders hätte verlangen können. Es iſt auch darauf hinzuweiſen, daß Goethe in Dichtung und Wahrheit beinahe alle die Perſonen ſchildert, welche zum Freundeskreiſe der ſchönen Seele gehörten. (Frau Pfarrer Griesbach, Herr v. Moſer u. a.) Ein Bruder des Hofrat Moritz, Kanzleidirektor Moritz, wohnte ferner mit ſeiner Familie ſeit 1761 in Goethes Hauſe. Da dieſe ſehr werten Freunde der Eltern Goethes zugleich Suſanna v. Klettenberg nahe ſtanden, ſo mußte auch dadurch Wolfgang ſchon als Knabe auf die ſchöne Seele und ihre Freunde aufmerkſam werden. Immerhin iſt erſt, als der Student, an Leib und Seele krank, wie er ſelbſt bekennt, von der Univerſität Leipzig in das Elternhaus zurückkehrte (1768), der Umgang mit Suſanna für ihn bedeutungsvoll geworden.

Es iſt hier der Ort, ſeine Schilderung ihrer Erſchei-

nung, ſowie ihres Charakters, aus Dichtung und Wahrheit einzuſchalten. „Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe, ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemütsruhe verließen ſie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen notwendigen Beſtandteil ihres vorübergehenden irdiſchen Seins, ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann, woran ſich dann die religiöſen Geſinnungen anſchloſſen, die auf eine ſehr anmutige, ja geniale Weiſe bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kommen. Bei dem ganz eigenen Gang, den ſie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem ſie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geiſtes vertrug ſie ſich nicht zum Beſten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg des Heils eingeſchlagen hatten.“ Noch erwähnen wir die Bemerkung, daß ſie ſich mit einiger Selbſtgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu ſpiegeln ſchien, deſſen Geſinnungen und Wirkungen Zeugnis einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten.

Außerordentlich anziehend iſt das Verhältnis zwiſchen dieſer Seele, hinter der bereits die ſchwerſten Kämpfe des Lebens lagen, die von einem Hauch der Ewigkeit umweht war, und dem genialen Jüngling, in deſſen Bruſt die verſchiedenartigſten Empfindungen damals ſtürmiſch auf- und niederwogten. Was Suſanna an ihm anerkannte, war ſein Suchen, Forſchen, Sinnen und Schwanken, — es war ihr, als müſſe ſie dieſer kämpfenden Seele, die keinen verſöhnten Gott hatte, den Weg zum Frieden weiſen. Sollte ſie nicht bei folgender Stelle aus dem Briefe an Reißer vom 16. März 1769 den hochbegabten jungen Poeten im Auge haben, der ihr ſo herzlich ſein Inneres auf-

ſchloß? „Der Herr iſt auch in unſerer Stadt nicht ſtille und bläſt auf tauſendfache Weiſe die Fünklein auf. Ein ganz neues und großes Exempel, ſo ich davon vor Augen habe, iſt mir ein wichtiger Beweis, wie teuer Er Seine Kreuzesbeute ſchätzt, undwie mächtig Er iſt, den Lohn Seiner Schmerzen einzuſammeln. Er laſſe nicht ab, bis Er auch das letzte Seiner verirrten Schäflein gefunden."

Was aber Goethe immer wieder von ihr trennte, war, wie er ſelbſt zugeſteht, die verſchiedene Auffaſſung der Sünde, wie denn überhaupt die meiſten religiöſen Differenzen auf verſchiedenartige Anſchauungen über dieſen Punkt zurückzuführen ſind. Er fühlte ſich wohl in keinem behaglichen Zuſtande, konnte ſich aber auch nicht für außerordentlich ſündhaft halten.

Der Einfluß der ſchönen Seele war kein durchſchlagender, wie die Briefe beweiſen, welche der junge Student damals an die Freundinnen in Leipzig ſchrieb und die einen ganz anderen Geiſt atmen. Doch hat er auch in der mutwilligen poetiſchen Epiſtel an Friedericke Öſer (6. November 1768) es ausgeſprochen, daß es ihm an Troſt nicht fehle, wobei er wohl an Fräulein v. Klettenberg mit gedacht hat.

„Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beſtändig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide;
Sie ſorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſein."

Auch des Arztes gedenkt er in dieſem Schreiben.

„Beſonders iſt er d'rauf bedacht
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung ſo ſchlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen."

Wenn auch Goethe in dieſer Zeit keinen vollen Ernſt machte mit der Frömmigkeit, ſo iſt es doch dieſer freundſchaftlichen Beziehung zu Suſanna zu danken, daß er für eine aufrichtige chriſtliche Geſinnung beinahe in allen Phaſen ſeiner Entwickelung Sympathie und Verſtändnis gezeigt hat und ihm die ſeichte Aufklärung geradezu zuwider war.

Im Nachlasse der schönen Seele hat sich ein Blättchen von Goethes Hand vorgefunden, dessen Inhalt in letzterer Beziehung zu deuten sein dürfte [59]).

„Die Herren blendt gar oft zu vieles Licht,
Sie seh'n den Wald vor lauter Bäumen nicht."

Ein anderer Ausspruch, der auf gleiche Weise sich erhalten hat, entspricht wohl weniger den Gedanken der Freundin: „Nur dann reflektiert Gott auf ein Gebet, wenn alle unsere Kräfte gespannt sind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns aufgelegt ist."

Es scheint, als ob Goethe mit diesen Worten sich gegen solche wende, welche durch das Beten in Gefahr geraten möchten, in Thatlosigkeit zu verfallen — eine Gefahr, welche die Freundin kaum fürchtete. Doch läßt jener Ausspruch auch eine andere Deutung zu; er ist, wie der erste, etwas orakelhaft gehalten.

Fräulein v. Klettenberg hielt aber nicht bloß mit Goethe Erbauungsstunden, sondern trieb auch mit ihm allerhand alchymistische Studien, zu welchen beide durch Dr. Metz angeregt worden waren. Alte Werke dieser Richtung wurden emsig studiert, und Susanna schaffte sich sogar einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten an. Der nimmer in ihr erloschene phantastische Zug fand dadurch neue Nahrung. Für den jungen Dichter aber wurden diese Studien höchst anregend; er hat sie später im Faust verwerten können. Man darf wohl annehmen, daß ihm Dr. Metz vorschwebte bei der Schilderung des Arztes, der wegen seiner Geschicklichkeit bei der Seuche gepriesen wird, an dem er die Redlichkeit anerkennt, wenn er auch von einem Sinne mit grillenhafter Mühe redet. In den Bekenntnissen sind diese Experimente nur kurz angedeutet in den Worten: „Da ich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war, so leitete der Arzt meine Aufmerksamkeit von der Kenntnis des menschlichen Körpers und den Spezereien auf die übrigen nachbarlichen Gebiete der Schöpfung, und führte mich wie im Paradiese umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleich-

nis fortsetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung sehen." So dienten Susannas naturwissenschaftlichen Studien auch dazu, ihre religiösen Empfindungen zu bereichern und zu vertiefen. Ihr geistiger Gesichtskreis erweiterte sich, indem sie Gott in der Natur sehen lernte, ohne daß ihr Innenleben dadurch geschädigt worden wäre, wie bei manchen, welche sich mit Naturwissenschaften in oberflächlicher Weise beschäftigen.

Im Sommer 1769 durfte die schöne Seele erleben, daß ihr junger Freund (am 21. und 22. September) nach Marienborn reiste, um die dortigen Einrichtungen der Brüdergemeinde persönlich kennen zu lernen. War sie auch nicht mehr so begeistert für den Grafen Zinzendorf, wie ehedem, so mußte sie sich doch über das darin kundgebende religiöse Streben Wolfgangs freuen. Als er 1770 nach Straßburg reiste, verkehrte er anfangs auch dort mit den frommen Leuten, an die er empfohlen war. Aber diese waren im Gegensatze zu den Frankfurter „Stillen im Lande" dem Hallischen Pietismus ergeben. Goethe fühlte sich teils durch ihr trockenes Wesen abgestoßen, teils dadurch, daß sie seinem Grafen so feind, und so kirchlich und pünktlich wären. In diesem Sinne hat er sich in einem Briefe an seine Freundin (am 26. August 1770), den er nach Empfang des heiligen Abendmahls schrieb, geäußert. Auch tadelt er an den Straßburgern, an die man ihn empfohlen hatte, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin die eigene gewachsen sei, während bei Susanna v. Klettenberg ihn gerade die liebevolle Nachsicht angezogen hatte, mit der sie ihn zu nehmen wußte. Manche andere briefliche Äußerungen beweisen übrigens, daß Goethe, wenn er auch an den Straßburger Pietisten wenig Geschmack fand, doch damals oft in ernster religiöser Stimmung war. Außer bekannten Worten möge hier folgende Stelle aus einem Briefe noch angeführt werden, die uns so recht an Susannas Schreibweise erinnert [60]).

„Gegen unseren Herrgott sind wir doch arme Schelme. Wir

haben zu reden, und er hat zu thun. Und wenn wir lange wählen, dahin? oder dorthin? so nimmt er uns beim Arme und führt uns den dritten Weg, an den wir gar nicht gedacht haben." Ein andermal schreibt er demselben Freund: „Ja, wenn Sie ein echtes Gefühl von der allgegenwärtigen Liebe hätten, Sie würden nicht so jammern." Deshalb trat auch Goethe dem von so vielen nicht verstandenen tiefsinnigen Jung-Stilling näher, als er 1770 nach Straßburg kam.

Als der junge Dichter im August 1771 nach der Vaterstadt zurückkehrte, schloß er sich wieder aufs innigste an „seine Klettenberg" an [61]), wie er seinen freundlichen Schutzgeist einmal nennt. So manches Mal erbat er sich ihren Rat auch in solchen Fragen, die nicht das innere Leben betrafen, woraus sich wieder ersehen läßt, daß es Susanna durchaus nicht an einem klaren Blicke für die Aufgaben des diesseitigen Lebens mangelte. Dieser klare Blick aber beruhte bei ihr weniger auf Reflexion als auf Intuition. Das hat der Dichter selbst aufs klarste ausgesprochen in jener reizenden Parallele zwischen der schönen Seele und seiner Mutter, die er in Dichtung und Wahrheit gegeben hat.

„An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rat und That. Denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zuhilfe, und weil sie in allen Dingen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen."

Bei alledem konnte der Unterschied der religiösen Ansichten zwischen dem jungen Dichter, bei dem allmählich, aber mit unüberwindlicher Gewalt, ein pantheistischer Zug sich geltend machte,

und seiner Freundin derselben nicht auf die Dauer verborgen bleiben. Wenn sie schon früher seine Unruhe daher ableitete, daß er keinen versöhnten Gott habe, so erklärte sie ihm nun gar manchmal, daß sie ihn nicht als Christen gelten lasse. Aber sie hat den Glauben an ihn doch nicht verloren. Auch hier kam ihr die Überzeugung zu gute, daß sich in solchen Dingen von Menschen nichts machen lasse und daß Gott die Seelen auf verschiedene Weise führe. Schärfer haben dagegen die eigentlichen Herrnhuter Goethe den inneren Gegensatz fühlen lassen, was seine Neigung gegen sie einigermaßen erkältete.

Um diese Zeit geriet der junge Dichter in einen Konflikt mit dem evangelisch-lutherischen Predigerministerium zu Frankfurt, besonders mit dem Nachfolger des Fresenius, dem gelehrten Senior Plitt, dessen Predigten ihn einst als Knaben eine Zeit lang interessiert hatten. Den Anlaß zu diesem Streite bildeten etliche Rezensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772, gegen welche die Geistlichkeit Beschwerde erhob [62]). Eine derselben über die Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee, welche von Goethe selbst herrührt, enthielt sehr scharfe Angriffe auf Pascal, der Gott als Tyrannen darstelle und Tausende zu Feinden der Religion gemacht hätte, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit sei, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit sei [63]).

Diese Rezension läßt einen Widerspruch gegen die überlieferten Versöhnungslehren bereits durchfühlen, verrät aber in der Bezeichnung des Erlösers als eines Freundes doch noch einen gewissen Einfluß der Brüdergemeinde, die gern vom Seelenfreunde redete. War diese Rezension kaum nach Susannas Geschmack, so gewiß noch weniger der offenbare Mutwille, mit welchem Goethe und seine genialen Freunde sich an der lutherischen Geistlichkeit rieben, welche durch allerhand Mißgriffe allerdings den ihnen weit überlegenen Gegnern die Sache leicht machte, aber es

gewiß ernſt meinte mit der Abſicht, durch ihr Vorgehen die Gemeinde vor Ärgernis zu bewahren.

Dennoch erfolgte der völlige Bruch Goethes mit der Kirche noch nicht in dieſer Zeit; zwei Aufſätze über theologiſche Fragen aus dem Jahr 1773 zeigen ſogar ein fortgehendes Intereſſe an religiöſen Problemen. Der zweite dieſer Aufſätze iſt geradezu von Bedeutung für die Verhältniſſe des Verfaſſers zu Suſanna v. Klettenberg. Es iſt der Brief des Paſtors zu . . . an den neuen Paſtor zu . . ., angeblich aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Der Grundgedanke iſt, daß verſchiedene Anſichten in der Kirche zu dulden ſeien, falls man nur Jeſum einen Herrn heiße.

Wenn Goethe hier beklagt, daß die lutheriſche Kirche ſich nicht nur mit der reformierten gezankt habe, weil die zu wenig empfinde, ſondern auch mit anderen ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfinden, und wenn er dabei eine Lanze für die Schwärmer und Inſpiranten bricht, ja von Schneidern redet, die Mosheimen (dem berühmten Kirchenhiſtoriker) zu raten aufgegeben hätten, ſo fühlen wir ſeine Sympathie für die Brüdergemeinde aus ſolchen Äußerungen klar heraus. Wenn er ſagt: „Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten ihn zu beſtimmen", ſo deckt ſich dies ganz mit den Anſchauungen ſeiner Freundin. Die Behauptung, daß es unnötig ſei, einem Ungläubigen die Göttlichkeit der Bibel zu beweiſen, weil man damit doch nichts ausrichte, erinnert ganz an die Art, wie Suſanna in ihren Bekenntniſſen über die Beweiskraft von Gebetserhörungen für andere ſich ausſpricht. Bei aller Toleranz gegen ſolche, die Jeſum lieb haben und an die Schrift ſich halten, ſpricht ſich der Brief entſchieden gegen die Philoſophen aus, womit er die Vertreter der landesüblichen Aufklärung meint, ſowie gegen die falſchen Propheten, welche von glänzenden Sittenlehren und von tugendhaften Wandel predigten, aber das Verdienſt Chriſti ſchmälerten, wo ſie könnten. Über die Menſchwerdung der ewigen Liebe in Chriſto wird faſt in denſelben Worten geredet, wie an

der berühmten Stelle, wo Suſanna die für ſie entſcheidende Stunde ihres Lebens beſchreibt.

So finden ſich hier überall Berührungspunkte zwiſchen den in den Bekenntniſſen niedergelegten Anſichten Suſannas und den in jenem fingierten Schreiben ausgeſprochenen Meinungen ihres jungen Freundes. Vermutlich hat Frl. v. Klettenberg ihn auch auf die Schönheit des Hohen Liedes aufmerkſam gemacht, das Goethe 1775 in das Deutſche übertragen hat. Es hat ſich nämlich noch ein Bruchſtück einer Überſetzung dieſer altteſtamentlichen Schrift vorgefunden, welches den Inhalt des dritten Kapitels in Verſen wiedergiebt [64]).

Es erhebt ſich hier aber noch eine andere intereſſante Frage. Man hat bisher ſeitens der Biographen Goethes immer nur hingewieſen auf das, was der Dichter ſeinem Schutzgeiſt verdanke, aber es legt ſich die andere Frage nahe: Sollte nicht der hochbegabte Jüngling auch einen Einfluß auf die ältere Freundin ausgeübt haben? Niemand wird beſtreiten, daß Suſanna v. Klettenberg durch ihn manch intereſſantes Buch, und auch manchen bedeutenden Menſchen kennen lernte. Es war die Zeit, da der junge Dichter freudig ſchrieb: „Frankfurt iſt das neue Jeruſalem, wo alle Völker aus- und eingehen und die Gerechten wohnen.“ Von Lavaters Beſuch wird noch die Rede ſein. Klopſtock wird ſie wohl auch bei ſeinen Durchreiſen aufgeſucht haben.

Aber gewiß hat die ſchöne Seele mehr als ſolche nur äußere Anregungen aus dem Verkehr mit dem genialen jungen Mann empfangen, wenn er auch ſeinerſeits nicht darauf hingewieſen hat. Die langen Unterredungen über religiöſe Fragen ſcheinen auch bei ihr nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein. So haben ſich vermutlich ihre Anſichten über die Höllenſtrafen in ſpäteren Jahren etwas umgeſtaltet — vielleicht, daß ſie der von manchen Myſtikern vertretenen Lehre von der ſchließlichen Wiederbringung aller verlorenen Seelen zuneigte, wie ſie ſich auch in jenem Briefe des Paſtors zu . . . ſich findet. So ſprechen die mancherlei Berührungen zwiſchen dieſer Schrift und den Bekenntniſſen der

ſchönen Seele für ein gegenſeitiges Nehmen und Geben, wie es bei einem ſolchen Verhältnis von vornherein das Wahrſcheinlichſte war.

Eine ähnliche Anſchauung hat neuerdings Filtſch [65]) vertreten. Wenn er aber ſagt: „Manche Fäden, die Goethe in das Bild dieſer Geſtalt hineinſpinnt, ſind dem Gewebe ſeines eigenen Lebens entnommen, ſind ein Gemeinbeſitz, den er mit Fräulein v. Klettenberg teilte“ und nun zeigt, wie mehrfach der Dichter die ſchöne Seele ſagen läßt, was er ſelbſt gefühlt, ſo iſt dagegen zu bemerken: Wir haben hier die eigenen Aufzeichnungen Suſannas vor uns, aber in den vorgetragenen Anſchauungen macht ſich allerdings ein gewiſſer Einfluß Goethes geltend. Es handelt ſich alſo in der That um einen Gemeinbeſitz, aber die ſchöne Seele erſcheint nach unſerer Darſtellung nicht als eine bloße Figur, deren der Dichter ſich bedient, um gewiſſe Wahrheiten vorzutragen, ſondern im Gegenſatz zu manchen anderen Frauengeſtalten in Goethes Werken als eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, die ihre eigenen Anſchauungen darbietet.

Der letzten Berührungen Goethes mit Fräulein v. Klettenberg werden wir im ſpäteren Kapitel gedenken; hier folge nur noch ſein eigener Bericht über ein von ihm hingeworfenes Porträt der Freundin ſeiner Jugend [66]), das ſich leider nicht erhalten hat. „Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausgänge mit Wohlwollen, ſowie dasjenige, was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehen hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers, wie Kerſting, höchſt anmutig geworden wäre. Ich ſendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Kommentar und Supplement ein Lied hinzu:

„Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unſ're Freundin leidend ruht.

„Schaue, wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

„Fühle, was ich in dem Weben
Dieſer Himmelsluſt gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt."

# X.

## Stille Tagesneige.

In ihren letzten Jahren war die ſchöne Seele faſt immer leidend. Wohl ſtand ſie noch nicht in einem vorgerückten Lebensalter — ſie iſt vor erreichtem 51. Jahre geſtorben —, aber ihre Kräfte waren durch viele Krankheiten allmählich aufgezehrt. Ihr Antlitz trug die Spuren der vorangegangenen Kämpfe ſo ſehr, daß Lavater, als er ſie kennen lernte, von ihr ſchrieb, ſie ſei fein organiſiert, aber nichts weniger als ſchön. Der Ausdruck klingt faſt wie ein Widerſpruch gegen eine andere Anſchauung, die ihm entgegengetreten war. Ob Goethe ſie ſchon damals eine „ſchöne Seele“ genannt hat? Vielleicht hatte er damit Lavaters Erwartungen zu hoch geſteigert, ſo daß der eigenartige Mann, der ſich gerne ein Bild von unbekannten Perſonen im voraus zu entwerfen ſuchte, nachher enttäuſcht war und ſeinen Eindruck mit gewohnter Ehrlichkeit kund gab. Den Ausdruck „himmliſche Seele“ wenigſtens hatte Goethe in einem Briefe an Lavater in der That auf ſie angewandt.

Da Suſanna in den Bekenntniſſen einmal ausdrücklich erwähnt, daß ſie in ihrer Jugend ſchön geweſen, ſo iſt unverkennbar, daß ſich der Einfluß der vielen Leiden ſpäter bei ihr geltend gemacht hat. Es bewährte ſich jedoch dabei an ihr ſo recht das Dichterwort:

„Unter Leiden prägt der Meiſter
In die Herzen, in die Geiſter

Sein allgeltend Bildnis ein.
Wie er dieſes Leibes Töpfer,
Will er auch des künſt'gen Schöpfer
Auf dem Weg der Leiden ſein."

Daß ſie mit rührender Geduld die Schmerzen trug, beſtätigt uns Goethe ſelbſt; ja ihre Stimmung war meiſt heiter, wenn es ihr Befinden einigermaßen geſtattete.

Die Kinder der Schweſter waren in dieſer Zeit nicht mehr bei ihr, ſondern bei den Eltern, die ſich damals in Dresden aufhielten, wo die Trümbachſche Familie wider ihren Willen mehrere Jahre verweilen mußte. Nach Goethes Darſtellung könnte man ſchließen, daß ihre Erziehung in einem dem Sinne Suſannas widerſtrebenden Geiſte erfolgt ſei; aber ein Brief ihrer zweiten Mutter vom 5. Oktober 1774 (bei den Nachlaßakten) läßt nichts davon zutage treten. Frau v. Trümbach berichtet hier ausführlich über den Unterricht der beiden Kinder, ſowie über deren geiſtige und körperliche Entwickelung. Sie erzählt, daß die achtjährige Erneſtine ein Lied auf das Leben Joſephs gemacht habe. „Ob es ſchon nicht das war, was ſie wollte, ſo iſt es für ein Kind von ihrem Alter, die dazu nicht die geringſte Anweiſung hatte, immer genug. Gott erhalte ſie bei ihrem Genie und mache den Trieb zum Guten immer ſtärker in ihr!" Über den Sohn ſchreibt ſie: „Der luſtige Karl iſt wohl und auch ganz gut, aber Lieder wird er nie machen. Sie küſſen beide die Hände und ſind ganz fleißig in ihren Stunden." Es iſt intereſſant, daß hier eine thatſächliche Charakterſchilderung der Trümbachſchen Kinder vorliegt, deren Eigenart Goethe ganz nach ſeiner eigenen Phantaſie beſchrieben hat, wie es ſein Roman erforderte.

Über ihr perſönliches inneres Leben ſchreibt Frau v. Trümbach in ſehr frommem Sinne:

„Ich darf hier meine Fehler nicht verſtecken, das unruhige, unartige Herz will immer einen anderen Weg. Gott aber iſt ein Gott der Ordnung. Er thut alles fein zu ſeiner Zeit und läßt oft mein Herz ſich ängſtigen, doch hilft er herrlich, wenn und

wie es ihm gefällt. Dasjenige, meine Beste, was du für die alte Tante thust, ist ein Kapital, das sehr wohl untergebracht ist; denn unser treuer Gott ist wohl derjenige, der uns richtige und reichliche Interessen giebt. . . . Vielleicht erseufzt sie unseren guten Kindern noch Segen, wenn wir auch bei unserem Leben ihn nicht genießen sollten." Bei alledem mag es die schöne Seele manchmal schmerzlich empfunden haben, daß die von ihr so innig geliebten Kinder nicht bei ihr waren, sondern mit ihren Eltern, die früher zu Hanau gewohnt hatten, in dem weit entfernten Dresden weilen mußten.

Der Umstand, daß sie schließlich in Frankfurt ganz allein stand, veranlaßte sie vermutlich, im Jahre 1770 das väterliche Haus, dessen Räume ihr nun zu groß erschienen, zu verkaufen. Sie blieb aber, wie schon früher erwähnt, in der alten Wohnung, von der sie einen Teil mietete, den sie mit einem ihr durch gleiche Gesinnung innig verbundenen Ehepaare Kappel gemeinsam bewohnte. Sie fand an Frau Kappel einen Ersatz für ihre geliebte Rebekka Petsch, welche sie schon vorher verlassen hatte, um dem endlich angestellten Pfarrer Claus die Hand zu reichen. Auch ihre Dienerinnen waren ihr treu ergeben, wie ihre Testamentsbestimmungen beweisen, in welchen sie derselben fürsorgend gedenkt, auch in dieser Angelegenheit das gleiche Zartgefühl beweisend, wie in allen Stücken.

Es ist hier am Orte, den Eingang dieses Testamentes, das gleichfalls im Jahre 1770 aufgesetzt wurde, anzuführen, weil ihre Gesinnungen sich auch darin treulich wiederspiegeln.

„Im Namen und unter erbetenem Beistand des höchsten Gottes, von welchem allein Hilfe und Rat kommt, und der alles weislich regieret. Amen! Beurkunde ich, Susanna Katharina v. Klettenberg, daß es der unerforschlichen, doch weisen Vorsehung des Allerhöchsten gefallen, mich, die älteste, doch schwächlichste meiner Geschwister am längsten und allein noch am Leben zu erhalten, daß von meinen nächsten Blutsverwandten mir nur noch die zwei Kinder meiner im Leben sehr wert gewesenen Schwester,

Frauen Maria Magdalena v. Trümbach, übrig bleiben, dieſe aber in ihrer zarten Jugend ihrer ſeligen Mutter und mir in die Ewigkeit folgen könnten, und ich daher für ratſam und nötig erachtet habe, über meine zeitliche gedachten beiden v. Trümbachiſchen Sohn und Tochter ſonſten ab intestato zufallende Nachlaſſenſchaft eine teſtamentariſche Verordnung aufzuſtellen und zu hinterlaſſen. Nach reifer gepflogener Überlegung, aus freiem und ungezwungenem Willen, ohne von jemandem dazu bewogen oder beredet zu ſein, habe ich ſothane meine letzte und liebſte Willensmeinung, wie ich will, daß es nach meinem in Gottes Händen ſtehenden ſeligen Abſchied mit meinem verlaſſenden Vermögen gehalten werden ſolle, bei, Gott ſei es gedanket, genießenden guten Gemüts- und Leibeskräften in nachſtehenden Punkten wiſſentlich und wohlbedächtlich abgefaßt.

„Vor das erſte erinnere ich mich meiner Sterblichkeit, und daß meine Seele zu Gott kommen, mein Leib aber zu Erden werden wird, woraus er genommen. Meine durch das vollkommene Opfer meines hochgelobten Heilandes teuer erlöſete Seele empfehle ich demütig und glaubig vor jetzo und immerdar in die getreuen Hände meines barmherzigen Gottes. Ich verordne aber, daß mein erblaſſeter Leichnam auf eine chriſtlöbliche Weiſe, doch ohne Gepränge, zu ſeiner Ruheſtatt bis zu ſeiner fröhlichen Auferſtehung gebracht werde, dergeſtalt und alſo, wie es bei meinen ſeligen Eltern und dahier verſtorbenen Schweſter Marianna geſchehen, und ich in einer beſonderen ſchriftlich verfaſſeten Vorſchrift verfügt habe.“ Die weiteren Einzelheiten des Teſtamentes bieten, ſo weit ſie noch nicht erwähnt wurden, kein ſonderliches Intereſſe dar.

Für die Stimmung Suſannas in dieſer letzten Zeit ihres Lebens iſt folgendes Gedicht charakteriſtiſch [67]):

### An die Spindel.

„Komm, Spindel, komm, ich laß den Pinſel liegen,
Der mir ſo viele Luſt gemacht.
Du Spindel, du ſollſt mich anjetzt vergnügen,
Geliebter Pinſel, gute Nacht!

„Wer Schimmer, Reiz und Schönheit nicht mehr ſchätzet,
Wem ſelbſt die Roſe nicht mehr lacht,
Weß Auge kein Original ergötzet,
Der ſagt der Schild'rung gute Nacht.

„Komm, Spindel, komm, die Feder ſoll dir weichen,
Mach, Schreibtiſch, mir nicht ferner Müh;
Was ſollen mir noch der Gedanken Zeichen?
Geſchwinder denk ich ohne ſie.

„Komm, Spindel, komm, ich kann nicht müßig ſitzen,
Das Nichtsthun iſt mir Qual und Tod,
Sollt ich mit feiner Arbeit mich erhitzen?
Das machte mir die Augen rot.

„Doch Bücher, ja, die hätt' ich bald vergeſſen,
Sehr wichtig dem, der ſie für nötig hält,
Die Mäuſe wollten meine freſſen,
Da hab ich ſie in' Schrank geſtellt.

„Komm, Spindel, komm, froh ſoll die Hand dich lenken,
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken,
Das andre iſt doch Narretei."

Dieſes Gedicht iſt in mehrfacher Hinſicht intereſſant. Wohl ſteht die Abfaſſungszeit nicht feſt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß es in die letzte Zeit ihres Lebens fällt. Es entſpricht ganz der Lage, in welcher ſie ſich befand, als Goethe ihr vorlas, und die Urſache, weshalb der junge Freund ihr häufig vorgeleſen hat, wird uns nun auch klar; es war dies neben der allgemeinen Schwachheit ein Augenleiden, das es ihr ſchwer machte, in der alten Weiſe viel mit Büchern umzugehen. Aber dies Gedicht, das wir in gewiſſem Sinne auch ein Vermächtnis der ſchönen Seele nennen können, unterſcheidet ſich darin von allen früheren, daß es einen Anflug von Humor verrät, wie er uns in Suſannas übrigen Liedern nie, wohl aber in ihren Aufſätzen zuweilen, und in den Bekenntniſſen öfter entgegentritt. Die Weltabgeſchloſſenheit, welche uns in jenen Verſen entgegentritt, iſt keineswegs jene krankhafte Weltverneinung, wie ſie ihr früher

manchmal nahegelegen hatte; im Gegenteil hat gerade dieſes Gedicht trotz der Reſignation ſo recht das Gepräge der Heiterkeit, welche Goethe an der Freundin rühmte. Was die Form dieſer liebenswürdigen Verſe betrifft, ſo iſt dieſelbe vollendeter als bei den meiſten früheren Liedern auch hierbei mag die Bekanntſchaft mit dem jungen Freunde fördernd gewirkt haben.

Wie ſehr auch Suſanna v. Klettenberg in der letzten Zeit bemüht war, Betrübte aufzurichten, beweiſt ein Brief [68]), in welchem eine Dame ihr dankt für den Troſt, den ſie bei ihr gefunden, als ein Familienglied auf dem Sterbebette lag. Das Schreiben beginnt mit den Worten:

„Die ſeligen Stunden des verwichenen Freitag Abends waren mir Manna-Brot in meiner Wüſte, wo Er aber Hirte und Stern und Führer iſt. Mein ganzes Herz hat Ihnen, Allerteuerſte, gedankt und Segen erfleht. Wie arm iſt aber alle menſchliche Sprache vor die Empfindungen, wo man ganz Seele iſt!“

So hat Suſanna auch das Wort: „Weinet mit den Weinenden“ nicht vergeſſen, und iſt der Gefahr, die ſo leicht an das Herz einſamer Menſchen ſich heranſchleicht, über den eigenen Leiden gegen anderer Wohl und Wehe ſich zu verhärten, in ihrem Krankenzimmer nicht erlegen.

Vielfach wurde ſie in dieſer letzten Lebenszeit durch die Frage nach dem Schickſale der Seele im Jenſeits bewegt. Schon früher hatte ſie manche Lieder verfaßt, welche vom Sterben handelten. Im Jahre 1774 überreichte ſie Lavater eine Abhandlung: „Meine Ausſichten in die Ewigkeit“, welche vermutlich dasjenige in lehrhafter Weiſe behandelte, was eines ihrer Gedichte: „Blicke der Ewigkeit“, in dichteriſchem Schwunge ausgeführt hatte. Lavater bemerkt darüber in ſeinem Tagebuche, daß er den Aufſatz mit Vergnügen geleſen und alles unterſchreiben könne, wenn ſchon einiges mehr durchgedacht werden müſſe. Dieſe Zuſtimmung des berühmten Theologen zum Inhalte jener über die letzten Dinge handelnden Arbeit iſt deshalb wichtig, weil ein Aufſatz früher Suſanna zugeſchrieben wurde, welcher den Anſchein erweckte, als ſei

ſie am Ende ihres Lebens ganz unter den Einfluß des tiefſinnigen aber phantaſtiſchen Denkers Swedenborg geraten.

Es iſt die Abhandlung „Von dem Himmel und der himmliſchen Freude“. Dieſen Aufſatz hatte nach der Überlieferung Frau Rat Goethe von der Freundin erhalten und nachmals G. H. L. Nicolovius gegeben. Wenn er wirklich von Fräulein v. Klettenberg herrührte, ſo wäre die Anſicht kaum abzuweiſen, daß ſie ſich in die Gedankenwelt Swedenborgs völlig eingelebt habe. Nun iſt aber nachgewieſen worden [69]), daß jener Aufſatz von dieſem merkwürdigen Denker ſelbſt verfaßt iſt. Es handelt ſich nämlich lediglich um eine paragraphenweiſe Überſetzung eines Kapitels aus deſſen im Jahre 1749 in lateiniſcher Sprache erſchienenen „Himmliſchen Geheimniſſen“. Da die Überſetzung ſehr gewandt iſt, ſo iſt wohl möglich, daß ſie von Goethe herrührt, der ſich als Jüngling mit Swedenborgs Schriften viel beſchäftigt hat, um Anregung für ſeinen Fauſt darin zu finden. Vielleicht erklärt es ſich ſo auch, daß Fräulein v. Klettenberg dieſes Schriftſtück gerade an die Mutter des jungen Freundes ſchenkte. Daß man es ſpäter als ihre eigene Arbeit anſah, iſt erklärlich; die Annahme dagegen, daß ſie ſelbſt dieſen Irrtum irgendwie veranlaßt habe, wenn auch nur aus „Geheimniskrämerei“, wie man vermutet hat, iſt abzuweiſen. Es befinden ſich im Nachlaſſe noch viele andere, allerdings kürzere Auszüge aus den Werken berühmter Männer (Tertullian, Yorick, Claudius, Newton u. ſ. f.). Da ſie nun auch wirklich ſelbſtändige Aufſätze geſchrieben hat, konnte leicht ein derartiges Schriftſtück ſpäter als eigene Arbeit Suſannas betrachtet werden.

Wenn aber auch feſtſteht, daß die ſchöne Seele nicht ſelbſt jene phantaſtiſche Schilderung von dem Himmel und der himmliſchen Freude verfaßt hat, ſo läßt ſich ein gewiſſer Einfluß Swedenborgs auf ſie immerhin annehmen. Schon die mit Goethe getriebenen alchymiſtiſchen Studien mußten ihr ein beſonderes Intereſſe für dieſe myſteriöſe Perſönlichkeit nahe legen. Dazu kommt, daß ſie durch den württembergiſchen Theoſophen Öttinger,

deſſen Schriften ſie ſehr ſchätzte, auf Swedenborg hingewieſen ward, deſſen Werke jener württembergiſche Geiſtliche in Deutſchland zu verbreiten ſuchte. Eine Stelle der Bekenntniſſe, wo ſie ſagt, daß ſie in den vielen ſchlafloſen Nächten etwas empfunden habe, was ſie aber nicht deutlich beſchreiben könne, nämlich, daß es ihr geweſen ſei, als wenn die Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte, läßt darauf ſchließen, daß ſie nahe daran war, durch ſolche Reflexionen in einen bedenklichen Seelenzuſtand zu geraten. Ihr Hausarzt Dr. Metz ſah offenbar geradezu eine Gefahr in jenen Träumereien und lehrte ſie, dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, weil ſolche Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußeren Gegenſtänden in uns nährten, uns gewiſſermaßen aushöhlten und den Grund unſeres Daſeins untergrüben.

Viel höher freilich wäre der Einfluß Swedenborgs anzuſchlagen, wenn Lappenberg Recht hätte mit der Vermutung, daß das Bild Suſannas noch einmal dem Dichter vorgeſchwebt, als er Wilhelm Meiſters Wanderjahre ſchrieb. „Makarie, die ältliche, wunderwürdige Dame, die edle kluge Freundin ihrer Umgebungen, die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, zeigt gar manchen Zug der ſchönen Seele wieder, wenn gleich in ihr mehr eine mild ſittliche als die chriſtliche Geſinnung hervortritt. Selbſt äußerlich wird Makarie in ihrem Seſſel dem Bilde gleich geſchildert, welches Goethe von der Fräulein v. Klettenberg in ihren letzten Jahren giebt.“ Dagegen hat nach Düntzer [70]) Frau v. Stein dem Dichter manchen Zug zu Makarien geboten, da ſie von früheſter Jugend an ſich von den Sternen wunderbar angezogen fühlte und noch in dem höchſten Alter gerne den Beobachtungen der Geſtirne nachging. Gegen Lappenberg läßt ſich geltend machen, daß es an ſich nicht wahrſcheinlich iſt, daß Goethe ein zweites Mal die Jugendfreundin unter einem neuen Namen vorgeführt hätte, ohne mindeſtens die Identität mit der ſchönen Seele anzudeuten, ſowie daß „Makariens Archiv“ mehrfach auf das 19. Jahrhundert Bezug nimmt; für ſeine Ver-

mutung aber fällt ſtark ins Gewicht, daß die wunderliche Behauptung Makariens ſich völlig aus dem Gedankenkreiſe Swedenborgs erklären läßt. Goethe erzählt im weſentlichen Folgendes:

„Makarie befindet ſich zu unſerem Sonnenſyſtem in einem Verhältnis, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, die Einbildungskraft hegt, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Teil desſelben; ſie ſieht ſich in jenen himmliſchen Kreiſen mit fortgezogen, aber auf ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar in einer Spirale, ſich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreiſend. — Oft ſah ſie zwei Sonnen, eine innere nämlich und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in ſeiner Größe bei allen Phaſen ſich gleich blieb, der innere ſich immer mehr und mehr verminderte. Dieſe Gabe zog ihren Anteil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten alles auf ihre Bildung, alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirkſam, dergeſtalt, daß ſie alle unſere Verhältniſſe zur Genüge wußte und, indem ihr Herz, ihr Geiſt ganz von überirdiſchen Gefühlen erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelſten, Sittlichen gemäß blieb. — Zuletzt hat ihr das gute Glück den Arzt zugeführt, den ihr bei uns ſeht, als Arzt, Mathematiker und Aſtronom gleich ſchätzbar, durchaus ein edler Menſch, der ſich jedoch erſt eigentlich aus Neugierde zu ihr heranfand. Im Anfange hielt er es für Täuſchung, deshalb er ſich nicht ausreden ließ, es ſei eingelernt; er wehrte ſich lange, ließ ſich aber ſchließlich überzeugen. Aus ihren Angaben ließ ſich ſchließen, daß ſie längſt über die Bahn des Mars hinaus der Bahn des Jupiter ſich nähere. Offenbar hatte ſie eine Zeit lang dieſen Planeten, es wäre ſchwer zu ſagen in welcher Entfernung, mit Staunen in ſeiner ungeheueren Herrlichkeit betrachtet und das Spiel ſeiner Monde um ihn her geſchaut, hernach aber ihn auf die wunderſeltſamſte Weiſe als abnehmenden Mond geſehen, und zwar umgewendet, wie uns der wachſende Mond erſcheint. Daraus wurde geſchloſſen, daß

ſie ihn von der Seite ſehe und wirklich im Begriff ſei, über deſſen Bahn hinauszuſchreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegenzuſtreben."

Dieſe wunderlichen Gedanken erinnern an Ideen, welche Swedenborg in der Schrift: „Die Erdkörper in unſerem Sonnenſyſtem" (in lateiniſcher Sprache zuerſt 1758 erſchienen) entwickelt hat. So ſchreibt er (§ 6): „Es giebt Geiſter, deren einziges Verlangen darin beſteht, ſich Kenntniſſe zu erwerben, weil ſie durch dieſe allein erfreut werden; denſelben iſt es daher erlaubt umherzuſchweifen, auch aus unſerem Sonnenſyſtem in andere überzugehen, um Kenntniſſe zu gewinnen. Geiſter dieſer Art ſagten, es gäbe nicht allein Erden und Waſſer in unſerem Sonnenſyſtem, ſondern auch außerhalb desſelben am Sternenhimmel in unendlicher Menge."

Swedenborg macht ferner aus Geſprächen, die er mit Geiſtern und Engeln aus anderen Erden geführt haben will, eingehende Mitteilungen über die Bewohner der Erdkörper unſerer Sonnenwelt, ja ſogar über die Erdkörper am Sternenhimmel. Am ausführlichſten iſt der Planet Jupiter beſchrieben, für welchen alſo auch Swedenborg ein ſonderliches Intereſſe zeigt. Er redet auch vielfach von einer doppelten Sonne, einer geiſtigen, aus der alles Geiſtige, und einer anderen, aus der alles Natürliche hervorgeht[71]); jene Sonne ſei die reine Liebe aus Jehova Gott, der in ihrer Mitte ſei, während die andere Sonne, der alles Natürliche entſtröme, reines Feuer ſei. Sicher ſteht alſo, daß das Urbild der Makarie, wenn es ſich nicht um ein bloßes „ätheriſches Märchen" handelt, alſo jede hiſtoriſche Unterlage fehlt, unter Swedenborgs Einfluſſe geſtanden hat. Daß aber dem Dichter wirklich Mitteilungen der Jugendfreundin dabei vorſchwebten, läßt ſich vielleicht daraus entnehmen, daß er ſchreibt: „Leider iſt dieſer Aufſatz erſt lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgeteilt worden, aus dem Gedächtnis geſchrieben und nicht, wie es in einem ſo merkwürdigen Fall wünſchenswert wäre, für ganz authentiſch anzuſehen."

Die Hauptfrage ist, ob sich in den anderen Schriften Susannas Spuren jener Anschauung nachweisen lassen. In dieser Hinsicht ist jedenfalls die schon oben erwähnte Stelle der Bekenntnisse beachtenswert, in der sie jene Erfahrung schlafloser Nächte geheimnisvoll andeutet. Wir weisen auch hin auf einen im Januar 1774 an Herrn v. Moser gerichteten Brief, in welchem sie voll Bewunderung des Sternenhimmels gedenkt [72]). Hier schreibt sie:

„An einem stillen empfindungsvollen Abend, wo der Mond, Jupiter und die prächtige Venus in namenloser Majestät am Firmament funkeln und mir Jehova, mit starker Stimme in mein schmelzendes Herz rufen, überlese ich einmal wieder Ihre beiden letzten Briefe, mein teuerster Freund."

Es kann ein Zufall sein, daß uns hier eine so mächtige Begeisterung für die Schönheit der Gestirne entgegentritt — immerhin wird auch dadurch die Vermutung bestärkt, daß Fräulein v. Klettenberg in der That das Urbild der Makarie gewesen, das Goethe dann mit poetischer Freiheit etwas umgemodelt haben mag.

Der eben angeführte Brief an Moser ist von hoher Wichtigkeit, weil er uns einen Aufschluß über das ganze frühere Verhältnis zu diesem ihren Freunde, also einen sehr willkommenen Kommentar zu den Bekenntnissen, bietet. Es geht daraus hervor, daß acht Jahre lang, wie es scheint, auf ihren eigenen Anlaß hin jeder Verkehr aufgehört hatte, bis der Heiland „die bisher in Seiner Hand verwahrt gewesenen Fäden ihrer Freundschaft ihnen wieder anvertraute". Sie erzählt ihm, wie es dazu gekommen sei, daß sie wieder ihrerseits die Korrespondenz erneuert habe. Im Mai oder Juni 1773 hörte sie den Namen des Präsidenten v. Moser in einer kalten, zahlreichen Gesellschaft ganz zufällig erwähnen, wurde aber darüber so unruhig, daß sie auch bei ihrer Heimkehr sich die Frage immer wieder vorlegen mußte: „Ist es möglich, daß eine Verbindung, wie unsere war, ein Übergang — eine nichts bedeutende Affektenwallung sollte gewesen sein, die

am Ende zerflatterte und die wir beide vergeſſen können und ſollen?"

Sie erinnerte ſich der vielen Gebete und Thränen, welche die Leibes- und Seelenangelegenheiten ihres geweſenen Freundes in ihr gewirkt hatten, und daß er das Mittel geweſen ſei, wodurch ſie den gekreuzigten Chriſtum kennen gelernt. Zwar geſtand ſie ſich jetzt auch das Bedenkliche jenes Freundſchaftsbundes ein; aber „warum zerriſſen?" das ſchwebte ihr immer im Kopf.

Zwei Monate ſpäter, erzählt ſie weiter, hatte ihr junger Freund Goethe den Wunſch, ſeinem Freunde Merck ein Päckchen mit Manuſkripten zu ſchicken, und bei dieſem Anlaß entſchlüpfte ihr unwillkürlich die Frage: „Soll ich Herrn Präſidenten v. Moſer bitten, daß er es mitnimmt?" Goethe war ſehr erfreut; Suſanna aber marterte ſich darüber, ob ſie auch recht gethan. In der Stille ſagte ſie alles dem Heilande und bat ihn, wenn ſie übereilt gehandelt hätte, dieſen Jüngling ihr Verſprechen vergeſſen zu laſſen. Als Goethe ſie aber wieder daran erinnerte, erſchien ihr dieſer Umſtand wie eine Antwort von oben, und ſie entſchloß ſich nun an den ehemaligen Freund zu ſchreiben, da ſie nicht zurück konnte.

Zwar ſchrieb ſie in etwas gezwungenem Stile, weil ſie nicht den Mut hatte, eine Antwort zu erwarten; aber Moſer antwortete ihr, und ſo wurden die alten Fäden wieder angeknüpft. Doch ergiebt ſich aus dem Briefe, daß er ſeinerſeits in der Erinnerung an die Vergangenheit nicht ohne Furcht war. Das gab Suſanna Anlaß, ſich über ihre ehemaligen freundſchaftlichen Beziehungen zu ihm auszuſprechen.

„Wenn wir von dem Vergangenen reden und uns tief beugen — vor Sünder erkennen —, ſo muß ich hier einmal für allemal doch erinnern: daß das in dem Sinn zu verſtehen iſt, wie Paulus ſich vor den größten unter allen Sündern bekennt und dabei doch ſagt, nach der Gerechtigkeit, die das Geſetz erfordere, ſei er unſträflich in ſeinem Wandel geweſen. So können wir doch auch ſagen: „In allem, was That, Handlung heißt

— in dem, was Menſchen beurteilen und richten dürfen — trete ich getroſt auf und ſage allen Sterblichen und einem jeden individualiter in das Geſicht: Wir ſind unſträflich — und den Splitterrichter, der mit falſchen Brillen und durch Vergrößerungsgläſer ſiehet, fordere ich kühn auf, es in ähnlichen Fällen beſſer zu machen. Bin ich zu ſtolz? Das werden Sie, der au fond die Sache ſo gut weiß wie ich, nicht ſagen. Was den Herrn betrifft, was ſeinen Augen taugt oder nicht, darüber wollen wir uns nicht ſchmeicheln, aber auch nicht fürchten. Bei ihm iſt gut ſich beugen, das Gold wird rein durch ſeine Schmelzer-Glut — und Gold iſt doch unſere Freundſchaft und bleibt es der Hölle zum Trotz. — Und nun nichts mehr von Furcht! Umſicht, Ernſt, Klugheit u. ſ. w., aber das ſchwarze Ding nicht!" — ſo ſchließt ſie faſt neckend dieſe ſo ernſte Eröterung ab.

Sie bittet auch den Freund, die Briefe an ſie direkt ohne Scheu zu richten. „Die Briefe an mich können immer und ewig unter meiner Adreſſe kommen — wen habe ich zu fürchten? noch mehr, ich mache mir eine Ehre daraus, und inſofern keine Indiskretion mit unterliefe, könnten alle Briefe gedruckt werden — ich wollte die Vorrede dazu machen —, um einen Verleger wäre mir auch nicht leid; ſehen Sie hier eine Probe meiner Freigeiſterei."

Jener Brief an Moſer vom Januar 1774 iſt aber noch aus einem anderen Grunde intereſſant. Suſanna ſpricht ſich nämlich darin über ihre Stellung zur Kirche aus, und zwar derart, daß ſie ihre Gleichgültigkeit gegenüber jeder Art chriſtlichen Gemeinſchaftslebens ihm kundgiebt. Sie ſchreibt an denſelben alten Geſinnungsgenoſſen, mit dem ſie einſt das Buch „Der Chriſt in der Freundſchaft" herausgegeben hatte, folgende Worte, welche eigentlich als eine Art Abſage gegenüber einigen alten Lieblingsgedanken betrachtet werden können.

„Mit Zuverſicht meine ich, Ihnen ſagen zu können: Ich habe mich ſehr geändert; wie und in was, das wird ein kurzer Umgang bald lehren — ſchreiben läßt es ſich ſchwer —, ich

bin ein christlicher Freigeist. Alles Formenwesen, alles Gemodelte ist verschwunden — meine Brüderschaft sind alle Menschen, und das genaue Band der Freundschaft, in dem (den ausgenommen, an den ich schreibe) wenige oder vielleicht im eigentlichen Sinne gar keine stehen, sehe ich als eine Wohlthat an, die mit dem Wesen der Religion keine Konnexion hat, und meine besten Freunde sind sogar Unchristen. In einem papistischen Lande hier oder in Konstantinopel zu leben, wäre mir, insofern man mir meine Freiheit ließe, sehr gleich — Gott im Fleisch geoffenbart würde mir überall gleich nahe sein — und weiter brauche ich nichts."

Hier bedarf besonders der Ausdruck: „Christlicher Freigeist" einer Erläuterung, da er leicht mißverstanden werden könnte. Susanna ist nicht etwa in das Lager des Rationalismus übergetreten — von ihm war sie infolge ihres mystisch-phantastischen Zuges durch eine noch tiefere Kluft geschieden als eine gewisse hausbackene Rechtgläubigkeit, die wenigstens in der Nüchternheit sich mit jener Richtung berührt — sie bezeichnet mit jenem Ausdruck vielmehr nur ihre Gleichgültigkeit gegen jede Art von kirchlicher Gemeinschaft. Es tritt uns hier das erklärliche, wenn auch nicht notwendige Schlußglied ihrer religiösen Entwickelung entgegen. Zuerst hatte sie im Gottesdienste der Kirche geistliche Nahrung gesucht und gefunden; bald waren Privaterbauungen ergänzend hinzugetreten; sie bildeten dann den Hauptgegenstand ihres Interesses, als sie in die Brüdergemeinde eintrat — endlich verzichtete sie auf beides und fand ihre Befriedigung einzig in dem persönlichen Verkehr mit dem Erlöser. So schritt sie im Subjektivismus noch über die Separatisten hinaus, welche wenigstens ihre Konventikel für unerläßlich ansahen.

Es ist interessant, wie sie damals urteilte über ihre frühere Anteilnahme am öffentlichen Gottesdienst, sowie an den ehedem von ihr so hoch geschätzten Privaterbauungen. Sie schreibt über diese der Entscheidungsstunde vorausgehenden Jahre in den Bekenntnissen, daß sie in jener Zeit die notwendige Kraft nicht in der Seele gehabt

habe, um die reine Stimmung aufrecht zu erhalten, und fährt dann weiter: „Ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantasie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieses ist schon wahrhaft nützlich; denn schädliche Bilder und ihre Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unsere Seele oft ein und das andere von den geistigen Bildern und schwingt sich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Ast auf den anderen flattert. Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verschaffen uns kirchliche Anstalten, Glocken und Gesänge, und besonders die Vorträge unserer Lehrer.“ In dieser ganzen Auseinandersetzung macht sich nach Form und Inhalt der Einfluß der mittelalterlichen Mystik geltend, die der schönen Seele so lieb gewesen ist. Man wird besonders erinnert an das dreizehnte Kapitel der von Luther hochgeschätzten Schrift: „Theologia deutsch“, welches die Überschrift trägt: „Wie der Mensch den Bildern zuweilen zu früh Urlaub giebt.“ Hier lesen wir: „Es spricht der Tauler, es seien etliche Menschen in der Zeit, die den Bildern zu früh Urlaub geben, eh' daß sie Wahrheit und Unterschied daran nehmen. Darum so können sie die rechte Wahrheit gar kaum oder vielleicht gar nicht begreifen. Denn solche Menschen, die wollen niemand folgen und bestehen auf ihrem eigenen Sinn und wollen fliegen, ehe sie Federn gewinnen. Sie wollen in einem Zuge gen Himmel fahren, das doch Christus nicht that; denn nach seiner Auferstehung blieb er wohl vierzig Tage bei seinen lieben Jüngern. Es mag niemand in einem Tage vollkommen werden. — Man soll auch Vorbild und Unterschied, Weise, Rat und Lehre nehmen und empfangen von den andächtigen und vollkommenen Dienern Gottes und nicht folgen seinem eigenen Kopfe.“ Alle diese Vorschriften gelten aber doch nur eine Zeit lang; es ist eine Schule des Gehorsams, aus der man schließlich entlassen wird. „Wenn der Mensch also durchspringt und überspringt alle zeitlichen Dinge und Kreaturen, so mag er danach in einem beschaulichen Leben vollkommen werden. Denn wer eines will haben,

der muß das andere fahren laſſen; da bleibt nichts anderes übrig.“ So hatte ſich Suſanna nach ihrer Gnadenſtunde vom Gottesdienſte unbefriedigt gefühlt: „Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten, aber ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genaß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden: aber mich an Den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfnis zu fühlen.“ Zur Zeit, als ſie dieſe Worte ſchrieb, war ſie eben dahin gekommen, ſich an den Erlöſer allein zu halten, von jeder Gemeinſchaft mit Menſchen abſehend. Wie ſehr ſie aber mit dieſem Gedanken ernſt machte, wie ſie Chriſtus in der That als ihren Vertrauten auch in den geringſten Fragen anſah, beweiſt gerade jener Brief an Moſer, in welchem ſie erzählt, daß ſie ſich ſogar eines Päckchens wegen, das ſie an ihren Freund Moſer zu ſchicken verſprochen hatte, an den unſichtbaren Freund wendete — und in derſelben Weiſe erſcheint auch in den Briefen an Lavater Suſanna ſtets im innigſten Verkehr mit dem Erlöſer.

Merkwürdig iſt es, daß ſie trotz jener Äußerungen über den Wert öffentlicher Gottesdienſte noch im Herbſt 1773 ſich einen Kirchenſtuhl in der Barfüßerkirche um den für ihre Verhältniſſe ſehr anſehnlichen Preis von 200 Gulden gekauft hat. Vermutlich war die Berufung des Pfarrers Moſche zum Seniorate, welche man vielfach mit froher Hoffnung begrüßte, die Urſache dieſes Entſchluſſes. Dieſe Erwerbung hätte ſie übrigens beinahe in Ungelegenheiten verwickelt, da der Bierbrauer Werner, welcher ihr ſeinen Platz verkaufte, nachmals die Sache ſo darſtellte, als ob Fräulein v. Klettenberg ihm nur auf ſeinen Kirchenſtuhl ein Darlehen gegeben habe. Aber ihrem jungen Freund Goethe gelang es in ſeiner Eigenſchaft als Anwalt die Sache richtig zu ſtellen [73]).

In dieſe Zeit fällt der Schluß der Bekenntniſſe. Er

beweiſt auch, daß ſie nicht etwa mit ihrem Glauben an Chriſtus irgendwie gebrochen hatte, daß ſie vielmehr von dem göttlichen Urſprunge dieſes Glaubens nach wie vor überzeugt war.

Das Schlußwort der Bekenntniſſe iſt im weſentlichen von ihr ſelbſt verfaßt. Nur der letzte Abſatz dürfte nicht von ihr herrühren, ſondern von Goethe hinzugefügt ſein, als ſein eigenes Urteil über die Freundin ſeiner Jugend. Es iſt wenigſtens ſehr zweifelhaft, ob ſie ſelbſt folgende Worte geſchrieben hat: „Ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue.“ (!) Wenn auch der Hinweis auf die göttliche Gnade ſich ſofort anſchließt, ſo iſt doch dieſe Verſicherung ſo wenig mit der Schriftlehre wie auch anderweitigen Äußerungen Suſannas an Lavater übereinſtimmend, daß wir annehmen müſſen, der Dichter habe in den letzten Worten der Bekenntniſſe ſelbſt eine Charakteriſtik der ſchönen Seele gegeben. Denn aus befreundetem Munde klingen die Worte weniger befremdlich, als wenn ſie von Fräulein v. Klettenberg herrührten.

# XI.

## Lavater und Lordata.

In das letzte Lebensjahr Susannas, welches in den Bekenntnissen nicht mehr geschildert wird, fällt ihre Befreundung mit Lavater, die in vielfacher Hinsicht für sie bedeutend wurde. Schon längere Zeit hatte sie ihm ein gewisses Interesse entgegengebracht, das aber anfangs noch mit einem gewissen Mißtrauen zu kämpfen hatte, bis es durch die unmittelbare Berührung mit ihm zu begeisterter Hingebung sich steigerte. Sein Name war ihr zum erstenmal bekannt geworden, als er im Jahre 1764 auf der Durchreise Herrn v. Moser aufsuchte[74]); doch ist nicht anzunehmen, daß sie ihn damals persönlich kennen lernte. Nachmals erfuhr sie Näheres über ihn durch ihren Freund Schultheß, der öfter nach Frankfurt kam. Er gedenkt Lavaters zum erstenmal in einem Briefe an Claus im Jahre 1767, indem er dem Freunde eine Predigt dieses „hiesigen berühmten jungen Geistlichen" beilegt. Es war dies die Zeit, in der Lavaters Stern eben erst aufleuchtete. Noch bei der Niederschrift ihrer Bekenntnisse aber stand Susanna diesem neu aufgegangenen Lichte mit einer gewissen Kühle gegenüber, wie ihre Bemerkungen über Gebetserhörung beweisen, bei welchen sie offenbar Lavaters Schriften im Auge hatte. Inzwischen lernte sie einzelne Glieder des Lavaterschen Kreises, besonders aus der Schultheßschen Familie, genauer kennen und las sich immer mehr in seine Werke hinein. Ihre Frankfurter Gesinnungsgenossen zeigten sich zwar rückhaltender; aber Susanna

war eine viel zu selbständige Natur, als daß fremde Bedenken sie auf die Dauer von einer Annäherung an diesen Mann abgehalten hätten, auf welchen gewiß auch Goethe sie hingewiesen hat, der damals ihn noch sehr bewunderte.

Am 9. Januar 1774 hat sie zum erstenmal die Feder angesetzt, um mit ihm in einen schriftlichen Austausch ihrer Gefühle einzutreten. Sie nennt aber ihren Namen nicht, schreibt vielmehr am Schluß des Briefes: „Meinen Namen, den neuen, werden Sie in der Stadt Gottes hören. Der, den ich jetzo führe, kann Ihnen sehr gleichgültig sein. Ich bin von Herzen dero ergebene Freundin.“ Zwar spricht sie von der nicht zu schildernden Wonne, welche sie beim Lesen des dritten Teiles seiner Aussichten in die Ewigkeit empfunden; aber sie gesteht ehrlich, es seien in dieser Schrift auch viele Dinge, die sie nicht brauchen könne, die nicht für sie geschrieben seien; ja sie schreibt geradezu: „Ich kenne, schätze und lese mit Nutzen Ihre Schriften. Aber ich bete Ihnen (Frankfurter Provinzialismus!) nicht an und sage beileibe nicht zu allem Ja und Amen.“

Den Unterschied zwischen seiner und ihrer Eigenart bezeichnet sie damit, daß sie mehr gefühlt als gedacht habe, was er sage, daß er ihr nenne, was sie gefühlt. Sie kann ihm nicht verschweigen, daß er die unaussprechliche Empfindung der von seinem Verstand erkannten Wahrheit noch nicht habe. Doch fügt sie tröstend hinzu: „Sie werden hier in Ihrem Körper noch die Gabe des Sehens, des Empfindens, des Schmeckens bekommen. Die Stunde steht bei dem Herrn.“ Sehr bedeutsam ist der Rat, den sie Lavater erteilt, um zu gleicher Glaubensstufe mit ihm zu gelangen: „Machen Sie sich viel, ja unablässig viel mit Christus als Mensch zu schaffen — und zwar sind mir die Stunden seiner Menschheit, darinnen er durch die Umstände so ganz von anderen Menschen ausgezeichnet ist, in der Krippe, am Kreuz u. s. w. die seligsten, die fruchtbarsten ...“ „Das heißt gelallt“, schreibt sie ihm weiter, „drücken Sie es philosophisch so eigentlich als möglich aus und genießen mit den

ſanfteſten Empfindungen eines Kindes die Segen der Menſchheit Jeſu.“ Wir würden Suſanna mißverſtehen, wollten wir in dieſen Worten eine Leugnung der kirchlichen Lehre von der Gottesſohnſchaft Chriſti finden; aber ſie hat die bedeutſame Erkenntnis gewonnen, die doch auch in den Bekenntniſſen ſchon klar durchſchimmert, daß der Weg zum Verſtändniſſe des Göttlichen im Erlöſer über das Verſtändnis des Menſchlichen in ihm führt. Dieſe Errungenſchaft erklärt es auch, daß ſie auf dogmatiſche Korrektheit weniger Gewicht legt als ehedem, während doch der gleichzeitige Brief an Moſer beweiſt, daß ſie für ihre Perſon noch an dem Gedanken der Offenbarung Gottes im Fleiſche im hergebrachten Sinne feſthielt. Jedenfalls hat Lavater die Briefſchreiberin bald ermittelt und ihr geantwortet, da ihn die originelle Art der Anknüpfung beſonders anmutete.

Im Mai 1774 ſchreibt ihm denn auch Suſanna wieder, und zwar mit ihrem jungen Freunde Goethe gemeinſam[75]). Dieſer Brief mag hier ſeinem ganzen Umfange nach ſtehen, weil er in mancher Hinſicht bemerkenswert iſt.

„ER! Der weiter keinen Namen braucht, hat mich einſt in einer ſeligen Stunde verſichert, daß Er mir immer viel mehr geben wollte, als ich vermuten könnte, unbeſchreiblich hat Er bisher ſein Verſprechen erfüllt.

„Die brüderliche Verbindung und Bekanntſchaft mit Lavater iſt eins von dieſen Geſchenken, und ein noch größeres, das nicht ausbleiben kann — wird die namenloſe Freude ſein, einſt aus dieſes Bruders Munde die Erklärung zu hören: nicht, weil du es ſagſt, ſondern weil ich es erfahre, glaube ich, daß Gott in Chriſtus iſt.

„Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden ihre Augen gehalten, daß ſie Ihn nicht erkennen. Aber, ein Etwas — ein ſanfter Zug — eine Empfindung, die alle Empfindungen übertrifft, ſo lebhaft dieſe beiden ſonſt fühlen können, macht, daß ſie ſich von dem Unbekannten nicht trennen mögen.

„Entfernt Er ſich manchmalen, oder Ihr Euch vielmehr von Ihm, ſo ruft Ihn doch gleich ſehnlich zurück, ruft Ihn auch in Abwege, die eben nicht die ſchönſten ſind, Er kommt doch. Er iſt nicht zu zärtlich, auch durch die Hecken zu brechen.

„Sie, lieber Bruder, hier zu ſehen, wird ebenfalls eines Seiner die Erwartung übertreffenden Geſchenke ſein. Aber Strafe, Plage und Kummer wäre für mich jede zärtliche Verbindung, wenn die Gewißheit nicht mit verknüpft wäre, daß ſie ewig dauern ſollte — ja wir werden Ihn und uns bei Ihm ewig ſchauen erneuet, und viel lebhafter als jetzo leben und lieben.

„Goethe beſorgt den Schattenriß — dreimal bin ich gemalt, dreimal gezeichnet — und nie getroffen worden, ich will gerne ſehen, was Sie, geliebt's Gott, dieſen Sommer bei Vergleichung des Originals mit dem Schattenriß ſagen werden. Vielen herzlichen Dank für die gedruckten Blättchen. Der, deſſen Blut der Golgatha auftrank, ſegne Sie mit ſeinem beſten Segen — der iſt für mein Herz, der erneute gefühlvolle Eindruck, daß Er Menſch war, als Menſch ſtarb, noch Menſch iſt — und ich ſo gewiß ſein werde, was und wie Er iſt als Er war, was und wo ich bin.

„Frankfurt, am 20. Mai 1774. Cordata."

(Von Goethes Hand auf demſelben Blatt.)

„Hier iſt das Bild, das ich gemacht habe, und das ihr gleicht wie eine Schweſter der anderen. Es iſt die Familie, ſie iſt es nicht.

„Im Schattenriß bezeichnet ſich dieſe himmliſche Seele noch weniger.

„Sie wird Dir, wenn Du kommſt, mehr ſein als ich; ob ſie mir gleich ſo viel iſt, als Dir, ſo bin ich doch in meinem ſchwärmenden Unglauben, der Ich! Und wie ich bin, Dein Bruder."

Von Intereſſe iſt hier ſchon die Unterſchrift „Cordata". War es ein Name, den Suſanna ſich ſelbſt beigelegt, oder war er ihr

von Freunden gegeben und von ihr nur angenommen worden? Möglich ist, daß Lavater selbst sie so genannt hat, da er in seinem Tagebuch mit Vorliebe von Cordata redet.

Doch, da sie sich in den Bekenntnissen anfangs Phyllis nennt, ist es auch denkbar, daß sie sich in reiferen Jahren das Pseudonym Cordata selbst erwählt hat. Das Wort bedeutet so viel als „verständig", bildet also einen passenden Gegensatz zu der unbewußt tändelnden Art, an welchen jener aus der Hirtenliederzeit bekannte Name erinnerte. Für diese Annahme fällt der Umstand ins Gewicht, daß sie in dem Aufsatze: „Von Beobachtung der sittlichen Pflichten in der Freundschaft" einen Cordatus vorführt, was bei der Seltenheit des Namens beachtenswert ist. Und jener Cordatus vertritt gerade im Gegensatze zu dem wohl frommen, aber wenig gebildeten Justus den Standpunkt einer billigen Höflichkeit, wie ihn die schöne Seele selbst immer von Christen gefordert hat. Man könnte aber auch das Wort Cordata mit „Vertraute" wiedergeben, da sie an Moser schreibt: „Hierauf cordate Antwort an Cordata." Jedenfalls hatte sie selber an dem Namen ein gewisses Wohlgefallen, da sie ihn mehrfach anwandte.

Jener Brief ist aber deshalb wichtig, weil er uns zeigt, wie mild Susanna am Lebensabend bei aller persönlichen Liebe zum Heilande über andere geurteilt hat. Die Anspielung auf die Scene von Emmaus ist ungemein ansprechend und wohlthuend. Wenn auch ihre Hoffnung inbezug auf ihren jungen Freund, daß ihm die Augen noch einmal völlig aufgehen würden für die Herrlichkeit des Erlösers, sich nicht ganz verwirklicht hat, so kann man doch für das Christliche, das in Goethes Wesen und Schriften uns immerhin bedeutungsvoll entgegentritt [76]), kaum einen zutreffenderen Ausdruck finden, als es in diesem Briefe geschieht. Der Dichter selbst rühmt ja auch an ihr dieselbe Nachsicht, wie sie uns hier entgegentritt. „Sie blieb immer so freundlich und sanft und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein."

Es ergiebt ſich ferner aus dieſem Briefe, daß Suſanna v. Klettenberg mehrfach porträtiert wurde, und daß auch Goethe ſie zweimal gezeichnet hat. Der von ihm erwähnte Schattenriß war für Lavaters phyſiognomiſche Studien wichtig, für welche der Dichter ſich eine Zeit lang ſehr intereſſiert hat. Daß Suſanna auch ſelbſt Beobachtungen dieſer Art machte, beweiſt die Stelle der Bekenntniſſe, wo ſie erzählt, daß ſie und ihr Hausarzt die Ähnlichkeit der Kinder ihrer Schweſter mit den Bildern der Vorfahren genau verglichen hätten.

Der angekündigte Beſuch Lavaters erfolgte im Juni 1774. Am 23. Juni abends ſtieg er im Goethehauſe ab, das er am 28. wieder verließ. Mit ihm war ein junger Frankfurter Theologe gereiſt, Paſſavant, der Jugendfreund Goethes, der ſeit einigen Monaten als Gehilfe bei ihm geweilt hatte, und nun gerne die Gelegenheit ergriff, die Vaterſtadt wieder zu ſehen[77]). Auch durch ihn hatte Lavater viel von Cordata erfahren. Schon am Abend bildete ſie einen Hauptgegenſtand des Geſprächs zwiſchen Goethe und ſeinem Gaſte, und gleich am nächſten Tage eilte Lavater zu ihr hin, wobei auch zwiſchen ihnen über den jungen ſtürmiſchen Dichter viel geredet wurde. Aus den Aufzeichnungen Lavaters wurde bereits manches berichtet; im Grunde iſt alles intereſſant, weil aus jeder Zeile die Eigenart des Mannes uns entgegentritt. Hier ſei nur auf das Wichtigſte hingewieſen.

Man redete unter anderem über Spalding, den man einen Vertreter der „frommen Aufklärung“ genannt hat. Suſanna äußerte über ihn: „Er hat Recht vis à vis den Pietiſten — ſie kenne ſie — das Falſche ſeines Buches widerlege er ſelbſt in den zwei letzten Seiten.“ Zur Erläuterung mag eine Stelle aus Spalding: „Vom Wert der Gefühle im Chriſtentum“ (S. 338) dienen, die ſich im Nachlaſſe Suſannas gefunden hat. „Überhaupt iſt die Verbindlichkeit unwiderſprechlich, daß ein jeder vernünftig überzeugter und gerührter Chriſt die Empfindung von dem großen Zwecke ſeines Daſeins und allen damit verknüpften Wahrheiten durch Betrachtung und Gebet ſo lebhaft zu machen ſuche, als

möglich, damit ſie auch bei ihm gewiſſermaßen eine Leidenſchaft und folglich ſo viel thätiger werde, nur aber dabei immer unter der Leitung der deutlichen Erkenntnis bleibe."

Als Lavater ſeine Anſicht, wie der Menſch zur unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott gelangen könne, entwickelt hatte, gab ihm Suſanna die charakteriſtiſche Antwort, ſie unterſchreibe ſie, nur habe Gott verſchiedene Wege. Sie ſcheute ſich auch nicht, ihm einen freundlichen Verweis für eine briefliche Äußerung an Goethe zu erteilen. Lavater hatte geſchrieben, es ſei ihm ſo wohl, daß er Demütigung befürchte. Daraufhin ſagte ſie ihm, er habe kein gutes Herz zum Herrn; er müſſe ihm auch herzlich zutrauen, daß er ihm alle Freuden ohne Züchtigungen gönne, und daß er das Salzen ſo einzurichten wiſſe, daß er keiner Züchtigung noch zur Korrektion bedürfe. Wie tritt uns auch in dieſer Äußerung die in den Bekenntniſſen ſo mannigfach ſich offenbarende Geſinnung der ſchönen Seele klar entgegen! Und wie demütig hat der ſonſt um ſeiner Eitelkeit willen über Gebühr verſchrieene Lavater die Rüge hingenommen! Tief bewegten ihn die Anfangslieder Cordatas, die er mit Thränen der Rührung las und teilweiſe ſich aufzeichnete. Auch über Kunſt wurde zwiſchen ihnen verhandelt. Ein Freund Lavaters, Schmoll, fing ſogar wieder an, ſie zu zeichnen. Über ihre Art zu reden, finden wir die anerkennende Äußerung: „Wovon ſie ſprach, ſprach ſie mit ausnehmendem Verſtand und einer Beſtimmtheit, die nur durch Erfahren geübt und Selbſtdenken erreicht werden kann." Seine Aufzeichnungen ſchließen mit den Worten der Bewunderung: „So frei, ſo edel, ſo erhaben, ſo tief konnt ich kaum einen Menſchen glauben. Doch war ſie es, ich ſah's und hört's."

Die Briefe, die Lavater an die Freunde in Zürich ſchrieb und ſeine mündlichen Berichte brachten Cordata ſeinen Vertrauten ſelbſt ſo nahe, daß Frau Barbara Schultheß, ſeine treue Freundin, noch nach zwanzig Jahren, als Goethe ihr die Bekenntniſſe zuſandte, ihm ſchrieb: „Dank, Lieber, für Deine Sendung — das letzte Buch deines Wilhelm Meiſter brachte viele Erinnerungen

in meine Seele ... viele Erinnerungen von einer Seele, die ich ſo hoch ehrte, ſo innig liebte — ohne ganz ihren Weg zu gehen[78])."

Aber die Begeiſterung war keineswegs auf Lavaters Seite allein. Suſanna war von der eigentümlichen Gewalt, die dieſe originelle Perſönlichkeit ausübte, mächtig ergriffen worden und trat mit ihm in ein vertrautes Freundſchaftsverhältnis ein, wie es ſich in einer Reihe von Briefen wiederſpiegelt. Dieſe Schreiben atmen ganz den Geiſt der Sturm- und Drangperiode und unterſcheiden ſich im Stile ſehr von den früheren Briefen Suſannas. War ſie ſchon durch den Verkehr mit ihrem jungen Freund Goethe zu einer lebendigeren Schreibart angefeuert worden, ſo brachte doch erſt die perſönliche Berührung mit Lavater dieſe bedeutſame Umgeſtaltung mit ſich. Die Sätze ſind kürzer, Ausrufungszeichen und Gedankenſtriche häufig. Suſanna redet ihren neuen Freund mit Du an, nennt ihn ihren liebſten Bruder, den geliebten Lavater, und unterzeichnet ſich: „Die Deine", ja, „bis über den Ausdruck Dein."

Als Lavater in Ems weilte, erhielt er bereits einige Briefe von ihrer Hand[79]). Sie dankt ihm am 2. Juli für die überſandten Pfingſtpredigten dieſes Jahres und rühmt darin die geiſtliche Armut. Sie tröſtet ihn darüber, daß er ſich ſelbſt ſo arm erſcheine. Beſonders tief greift die folgende Stelle: „Ich gebe Dir aus den Vermiſchten Gedanken vom Jenner die Worte zurück: Wo Kraft und Wirkung iſt, da iſt ein Wirkender. Und wer iſt der? Juſt der, den Du in dem Aufſatz von der Freundſchaft Gottes in Chriſto ſo lebhaft ſucheſt. Alle und jede Gefühle kommen von Ihm. Ohne Ihn iſt alles kalt und tot. Er iſt die Nahrung und Belebung der geiſtigen Kräfte, mehr als das Licht die Nahrung und Belebung der Körper. Iſt die bitterſte Pflanze weniger eine Ausgeburt des Lichtes als die ſüßeſte Traube? Iſt Verlangen, Schmachten, Durſt, nur Durſt nach Durſt, iſt es weniger Empfindung als Freude, Wonne, Genuß? Wo Wirkung iſt, da iſt ein Wirkender. Möchteſt Du, liebſter Bruder,

die ſchmerzenden Gefühle ſo teuer achten, als eine Entzückung in dritten Himmel. Sind es nicht Seine Wirkungen? Sind die Kinder eines Vaters nicht von gleichem Adel? Iſt die Wermutpflanze weniger würdig, weniger Ihn verherrlichend als der Orangenbaum? — Stelle Dir anbei die Seligkeit ſanfter Gefühle auch nicht gar zu himmliſch vor. Die Hülle Gottes wohnet hier noch unter den Dachsfellen — dorten! — Es iſt hier alles nur Angeld, Schmachten und Genießen; nur Angeld iſt eins wie das andere, Beweis, daß Er in uns, daß wir in Ihm ſind, daß wir Unſterblichkeit haben!"

Bei aller Schwärmerei wagt ſie übrigens doch dem ſo verehrten Freunde über ſeine Lieder mit ſeltener Freimütigkeit ihr Urteil zu ſagen: „Mein Savoir faire", ſchreibt ſie in demſelben Briefe, „iſt nicht groß genug ſie zu verſchönern; einige, ſo ich mit NB. gezeichnet, konnte ich gar nicht genießen. Verzeihe mir meine Leckerhaftigkeit, die wirſt Du noch oft inne werden."

Ein Schreiben vom 7. Juli iſt ſehr ernſten Inhalts. Der Anfang des Briefes enthält die Mitteilung, daß Suſanna am Sterbebette einer Anverwandten ſtehe, wobei ſie die Beobachtung machen könne, daß Wahrheit ſei, was ſie ſelbſt und Lavater geſchrieben hätten, denn dieſe Kranke ſterbe im eigentlichen Verſtande. Ein Nachtrag vom 8. enthält den Ausdruck ihres Beileids an den Freund, dem inzwiſchen ein Kind geſtorben war, während er in der Ferne weilte. „Beſter", ſchreibt ſie ihm, „das werden Ausſichten in die Ewigkeit ſein, ganz andere als die ſchönſten gedruckten Ausſichten, die man nicht ſchreiben noch drucken kann" (eine Anſpielung auf Lavaters Werk, das dieſen Titel trug).

Ein Brief vom 27. Juli nach Ems enthält das Urteil Suſannas über Lavaters Predigten, die ihr nicht nur Segen und Erquickung gegeben, ſondern auch ihr den großen Nutzen verſchafft hätten, ihn kennen zu lernen. Sie nimmt die früheren Äußerungen über ihn nicht zurück, geſteht aber: „Darin habe ich gefehlt, daß ich glaubte, wer das ſähe (einſähe), was ich ſähe, müßte auch fühlen, was ich fühle. Du ſieheſt mehr und fühlſt

weniger.“ Höchſt bedeutſam iſt die Äußerung über die Reiſe Lavaters. „Du haſt auf deiner Reiſe eine Menge Menſchen kennen lernen. Wie viele Sünder waren darunter, wie viele Herzen, die ſich als gottloſe fühlten? Und wer ſich nicht ſo fühlt, auf dem ſeinen Glauben an Jeſum gebe ich nichts, er ſteht im Kopf und auf der Zunge. Den Armen, ganz allein den Armen, wird das Evangelium gepredigt.“ Das iſt die klaſſiſche Sprache chriſtlicher Frömmigkeit, wie ſie ſich zu jeder Zeit, auf jeder Bildungsſtufe und unter jeder Zone äußert. Wir haben auch hier einen Beweis dafür, wie wenig Suſanna ſich in den Fundamentalgedanken des Chriſtentums hatte erſchüttern laſſen.

Noch einmal berührte Lavater Frankfurt auf dem Rückwege von Bad Ems. Er hielt damals auf Verlangen des reformierten Pfarrers Krafft eine Predigt am 31. Juli in dem Bethauſe zu Bockenheim, wo die deutſche reformierte Gemeinde Frankfurts ihre in der Stadt ihr verſagte Andachten abhielt. Perſonen aller chriſtlichen Religionsparteien ſtrömten zuſammen, den viel gefeierten Kanzelredner zu hören, der auf beſonderen Wunſch den Text der Predigt 1 Kor. 1, 30 zugrunde legte: „Jeſus Chriſtus iſt uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung“ [80]). Damals hat Suſanna ihn zum letztenmal geſehen. Wie ſehr ſie für ihn begeiſtert war, beweiſt ein Brief der Fürſtin Auguſte Friederike von Yſenburg-Büdingen an ihre Schweſter vom 29. September 1774 [81]). Sie ſchreibt, daß eine Freundin das Fräulein v. Klettenberg angefüllt von dem Großen gefunden habe, was Gott in Lavater unſeren Tagen geſchenkt. Seine Phyſiognomie hatte Suſanna außerordentlich freundlich und aufrichtig gefunden. Sie war bemüht, ſich alle ſeine Werke zu verſchaffen.

Intereſſant iſt die Art, wie Goethe über die Unterhaltungen zwiſchen Lavater und Suſanna zu Frankfurt urteilt. „Fräulein v. Klettenberg verhielt ſich zu ihrem Heiland wie zu einem Geliebten, dem man ſich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf ſeine Perſon legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken

das Schickſal des Lebens anvertraut; Lavater hingegen behandelte den ſeinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, ſeine Verdienſte anerkennt, ſie hochpreiſt, und eben deswegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht iſt! Welch ein Unterſchied zwiſchen beiderlei Richtung! wodurch im allgemeinen die geiſtigen Bedürfniſſe der zwei Geſchlechter ausgeſprochen werden."

Es folgen hier einige weitere Mitteilungen aus dem ſpäteren Briefwechſel mit Lavater, da wir dadurch noch einen Blick in das Seelenleben Suſannas kurz vor ihrem Ende werfen können. Zugleich begegnen uns auf Schritt und Tritt formelle und ſachliche Berührungen mit dem Gedankenkreiſe der kurz zuvor niedergeſchriebenen Bekenntniſſe, welche deren Abfaſſung durch Fräulein v. Klettenberg beſtätigen. Als Suſanna zum erſtenmal an Lavater nach deſſen Abreiſe von Frankfurt ſchrieb, ſtand ſie noch ganz unter dem Eindrucke des Abſchieds von dem kaum gewonnenen Freunde. Sie ſchilderte ihm die Wunde, welche die Trennung ihr bereitet, konnte ihm aber auch mitteilen, daß der Paroxysmus, den ſie ſelbſt als bedenklich anſah, bereits gebrochen ſei. Das Pauluswort 2 Kor. 5, 16: „Darum von nun an kennen wir niemand mehr nach dem Fleiſch", hatte ihr zur Überwindung des Schmerzes geholfen.

In dieſem Zuſammenhange gedenkt Suſanna auch ihrer Beziehungen zu Herrn v. Moſer in einer höchſt bedeutſamen Weiſe. „Genug, mir iſt es unendlich ſanft, niemand nach dem Fleiſche zu kennen. Mein kleiner Freund, den Du nun in etwas kennen wirſt, iſt mir eine kräftige Übung dieſer Lektion ſchon oft — o wie oft — in einem Freundſchaftsgang von 20 Jahren geworden. Nun, wie gefällt er Dir, mein Beſter? Du darfſt es mir ganz frei ſagen. Seiner Verdienſte wegen habe ich ihn nie geliebt. Kennt Liebe Verdienſte? Waren es Davids Verdienſte, die ihm das Herz Jonathans auf ewig verbanden? Und würde Jonathan aufgehört haben, Davids Freund zu ſein, wenn er die Auftritte mit Bathſeba u. dgl. erlebt hätte? Nein, der liebt

nicht, der, wenn ſein Freund die Galeeren verwirkt hätte, ihm nicht auf den Ruderbänken noch zugethan iſt. J'en appelle à votre coeur.“ Es iſt dies die letzte Erwähnung Moſers von Suſannas Hand. Es ſcheint faſt, daß Lavater, der viel mit ihr über den Freund geredet hatte, nicht eben günſtig über ihn geurteilt hat, ſo daß ſie ſich wegen ihrer fortdauernden vertrauten Beziehungen zu Moſer zu rechtfertigen veranlaßt ſah.

Am 10. Auguſt erhielt Suſanna einen allerliebſten Brief von Bäbe Schultheß, welche ſie „die denkende, fühlende, liebkoſende Seele“ nennt. Sie läßt im folgenden Schreiben an Lavater die neugewonnene Freundin oder Pfenninger bitten, ihr ſogleich die Ankunft Lavaters in Zürich zu melden, da ſie ſich ſehnte, ihn wieder in ſeiner Heimat zu wiſſen. Dieſer Brief (vom 13. Auguſt) enthält einige merkwürdige Stellen in einer Zeichenſprache, die jedenfalls zwiſchen ihr und Lavater verabredet worden war, vielleicht auch ſonſt in deſſen Freundeskreiſe angewandt wurde, um die Entdeckung von Geheimniſſen zu verhindern, falls Briefe verloren gehen oder in fremde Hände fallen ſollten.

Wie ſehr Fräulein v. Klettenberg an Lavater Anteil nahm, ergiebt ſich aus dem nächſten Schreiben, das nach Zürich gerichtet iſt. Sie ſchreibt einmal in den Bekenntniſſen, daß ſie durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden ſei und Dr. Metz ihre Kenntniſſe in dieſer Beziehung noch erweitert habe; hier tritt uns nun ihre Neigung entgegen, Leidenden eingehende Ratſchläge zu erteilen. Sie ſchreibt dem Freunde nicht nur eine ganz genaue Diät vor, ſondern warnt ihn auch vor den damals ſchon, wie heute noch viel gebrauchten Hoffmannſchen Tropfen, während ſie dagegen die Cortex Peruviana empfiehlt. Aber in dieſem Briefe deutet manches darauf hin, daß Lavater nicht bloß körperlich leidend war, daß er vor allem ſeeliſch litt.

Der Verluſt ſeines innig geliebten Vaters hatte ihn ſchon tief erſchüttert und Zweifel an der Auferſtehung in ihm wachgerufen; der bald darauf erfolgte Tod eines Sohnes hatte die

Bedenken noch verschärft. Sein ganzer Glaube kam ihm in Frage, er verzweifelte fast an seiner Seligkeit. Es fing, wie es scheint, damit an, daß er selbst über Gefühllosigkeit klagte. Darauf hatte ihm Susanna geantwortet (13. August): „Hier bitte Dein Motto anzuwenden: ‚Es muß gewartet sein'. Inzwischen koste, benutze die bitteren Gefühle, und sage, so lange sie dauern, niemalen mehr von Gefühllosen." In ähnlichem Sinne schreibt sie dann in jenem medizinisch gehaltenen Briefe: „Lebe wohl und hange an dem unsichtbaren, nahen, nahen Freund, den Du so lebhaft fühlest, wenn er Dir in die Seele haucht: ‚Lavater, wie kalt bist du!' Krieche in Seine Strahlen, in das Zeugnis von Ihm und wärme Dich!" Wie fein weiß sie ihm gerade aus dem Gefühle seiner Armut einen Balsam des Trostes zu bereiten! Wir verstehen es, wenn Lavater sie für die „christlichste Christin", die er kenne, erklären konnte.

Wie hoch sie den Einfluß der göttlichen Gnade stellte und wie sehr sie alle Ansichten abwies, welche ihrer Meinung nach die Bedeutung der Gnade abschwächten, beweist ihr nächstes Schreiben, in dem sie auf eine Arbeit des mit Lavater befreundeten Rektor Hasenkamp in Duisburg eingeht. Er hatte geschrieben: „Das Lebendigmachen eines geistlich toten Menschen ist ein Wunder — ist Mitteilung eines neuen Lebens — aber dieses Wunder thut Gott an niemand, der nicht vorher aus natürlichen Kräften thut, was er thun kann, ein besserer Mensch zu werden." Sie übersetzt diese Gedanken folgendermaßen in ihre Sprache: „Die Auferweckung eines verstorbenen Menschen ist ein Wunder. Aber kein Verstorbener kann auferweckt werden; zu keinem naht sich der erhabene, wunderthätige Arzt, als zu solchen Körpern, die sich waschen, reinliche Kleider anziehen und in einen wohl zugerichteten Sarg liegen." Diesen Worten fügt sie die Frage hinzu: „Habe ich es übersetzt oder ridiculisiert? Sage es mir, letzteres wollte ich nicht." Dem guten Hasenkamp schrieb sie denn auch kein Wort darüber, sondern antwortete ihm „kurz und liebreich, ihrem Herzen gemäß."

Zwei weitere Schreiben behandeln die Wunderfrage. Es lag ein beſonderer Anlaß dazu vor. Lavater hatte ihr Briefe jenes viel genannten Gaßner geſchickt, deſſen Wunderkuren damals in aller Munde waren. Sie hatte ſich zwar ſchon gegen Bäbe Schultheß weitläufig ausgeſprochen, kam aber nochmals darauf zurück: „Wunder mögen geſchehen, ich weiß es nicht, Gebet muß erhört werden, iſt alſo ein Ding. Warum wiſſen wir ſo wenig davon? Weil wir nicht viel bitten. O des ſchändlich böſen Herzens, das lieber mit einem Hündchen tändelt, als mit Chriſto redet!“ Von Gaßner ſcheint ſie viel gehalten zu haben, wenn ſie auch nicht gerne zu früh miracle! rufen will. Die Sache wird ihr ſogar Anlaß zu einem Bedenken gegen die Haltung der evangeliſchen Kirche bezüglich der Wunderfrage. „Bewahrheitet ſich die Sache, hat der Mann nur die zwei kranken Nonnen hergeſtellt, dann, ja dann, verewigte Reformatores der Kirchen, dann nehmt es mir nicht ungütig, wenn ich glaube, ihr habt die Kirche nicht nur reformiert, ſondern auch retranchiert, und wie leicht geſchiehet ſo was! Wie leicht iſt mit dem Schutt des Aberglaubens auch der ſo unanſehnliche — mächtige Kinderglaube hinausräſonniert worden.“ Sie fügt übrigens zur Beruhigung für den Freund, dem dieſe Folgerung doch zu weitgehend erſcheinen mochte, hinzu: „Aber katholiſch werde ich doch nicht, ich werde eigentlich nichts, als immer mehr durch Gottes Gnade das, was ich bin.“ So tritt uns auch hier dieſelbe Gleichgültigkeit gegen die konfeſſionellen Unterſchiede entgegen, wie ſie uns oft in ihren Äußerungen begegnet. In dieſer Stimmung konnten ſie ebenſo wohl die Schriften Swedenborgs beſtärken, deſſen neue Kirche die drei chriſtlichen Konfeſſionen verwarf, als auch der junge Dichter, der ihr damals ſo nahe ſtand. Hätte Suſanna übrigens einige Jahre länger gelebt, ſo würde ſie den üblen Ausgang der Gaßnerſchen Kuren erlebt haben. Sie zollte auch hier dem Geiſte der Zeit ihren Tribut. Selbſt ihr Freund Goethe, deſſen ſie mehrfach in den Briefen gedenkt, intereſſierte ſich für die Sache. Was aber der

„Jüngling“, wie ſie ihn kurzweg einmal nennt, darüber dachte, geht nicht aus der Korreſpondenz hervor.

Am 15. November 1774 feierte Lavater ſeinen 33. Geburtstag, welcher Suſanna zu den letzten Verſen, die wir von ihrer Hand beſitzen, veranlaßt hat. Auch hier macht ſich die Sorge um das Heil des Freundes geltend. Sie ſtellt als Motto über ihren Glückwunſch die Stelle der Schrift Luk. 24, 34. 35 und fügt die zart empfundenen Verſe hinzu:

„Begegne auch dem Freund, der ſehnlichſt nach Dir dürſt't,
Du Auferſtandener, *ihm*, holder Lebensfürſt!
Sollt' etwa (unbemerkt) Dir was im Wege ſteh'n,
Raum's weg, Du kannſt ja durch verſchloſſ'ne Thüren geh'n.“

Am 29. November ſchrieb ſie zum letztenmal an Lavater. Hier liegt eine wunderbare Urkunde ihres Weſens vor, aus der noch einmal alle Eigen ſchaften der ſchönen Seele uns in wahrhaft typiſcher Weiſe entgegentreten. Der ganze Brief beſchäftigt ſich mit der inzwiſchen noch ſehr geſteigerten Seelennot des Mannes, der ſo viele ermahnt hatte, die läſſigen Hände und die müden Kniee wieder aufzurichten, und der nun ſelbſt ſo verzagt geworden war, daß er ewig verloren zu gehen fürchtete. Ein bloßer Auszug aus dieſem letzten Schreiben Suſannas würde ungenügend ſein, deshalb folgt das Schreiben hier ſeinem ganzen Umfange nach:

„Mein L...! mein Bruder! von dem mich keine Entfernung, ja ſelbſt das Grab nicht trennet, in welchem Trauerton ſchreibſt Du mir?

„Kein Tag gehet hin, wo ich nicht mit Deinem und meinem Freund von Dir und über Dich rede mit Gefühl und Troſt. Thomaswonne, die ich Dir ſo gerne gönnete, erflehete ich Dir eine Stunde vorher, ehe ich Deinen Brief vom 23. empfing.

„Wie *immer*, ſo auch da war mein Herz voll froher Zuverſicht der *gewiſſeſten*, der *unfehlbarſten* Erhörung, und nun erhalte ich Dein Billet. Iſt das Erhörung? Ja es iſt.

Keine Minute bin ich wankend geworden. Freilich ist es Erhörung. Du bist krank, so gehört der Arzt vor Dich. Wärest Du Deinem Gefühl nach gesund, ruhig, und ich hätte doch eben nicht einfach zu glauben, daß schon eine gründliche Ausheilung bei Dir vorgegangen, wie viel banger wäre mir!

„Du stirbst nicht, mein Teuerster. Er ist gestorben, Du sehnest Dich nach Ihm, und solltest sterben? Ehe wird Himmel und Erde vergehen. Aber Deine Leiden, o wie durchbohren sie mein Herz, Dir wird geholfen, meine Seele saget mir's, meine Seele, die das unwandelbare Wort wie einen Anker fasset, der in das innerste Heiligtum gehet und den dicken Vorhang, mit welchem es verhüllet ist, durchdringt. Allein die Menschheit seufzt: ‚O du Herr, wie lange!' Auch das hört Er und sagt mir darauf, ja Lieber Bruder, mit unbeschreiblichem Empfinden sagt Er mir: ‚Fürchte Dich nicht, glaube nur.'

„Mit einer Kühnheit, die Er schenkte, durfte ich Ihm gestern Abend sagen: Meine Seligkeit hängt an Lavaters Seligkeit; geht der verloren, so gehe ich auch verloren, errettest Du den nicht, wie sollte ich glauben, daß ich errettet bin und den Tod überwinden werde, und unbeschreiblicher Friede und Versicherungen, die man fühlen muß, um ihren Wert zu kennen, brachten ein lautes, ein frohes, ein ganz zuversichtliches Amen hervor, ein Amen, das mit Dank verknüpft ist. Ja Du, mein Lieber! ja ich, ich nicht minder wie Du, wir werden Ihm noch in der Zeit und unaufhörlich in der Ewigkeit vor diese Angststunden danken.

„Ich leide, aber ich bete tief in Staub gebückt seine Wunderführung an, die mich mit Dir verbunden, die mich zu einem Zeugen, mehr als Zeugen, zum Mitgenossen Deiner Leiden machet, dann der Ausgang ist gewisse Seligkeit.

„Unbeschreibliche Wonne, o Jesu! strahlt mir durch diese dicken Finsternisse entgegen, wenn ich im Glauben die Stunde ahnte (ahnde?), in welcher Du Dich dem Jammervollen als Besieger der Sünde und des Todes offenbaren wirst. O wahre Thomaswonne,

getroſt in Tod und todesmäßige Angſt hineingegangen. Nach durchrungener Nacht geht die Sonne auf, erſcheinſt da in Deiner Lebenskraft. Amen, Amen. Wirf Dein Vertrauen nicht weg, mein Herzensfreund, der geringſte Grad hat große Belohnung.

„Deinem ängſtlichen: ‚Verloren!‘ antworte ich mit den großen Worten Ev. Joh. 3, 14. 15 (Und wie Moſe in der Wüſte eine Schlange erhöhet hat, alſo muß des Menſchen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben). Und das, Geliebter, iſt das einzige, was ich ohne Ausnahme von Dir fordere: Wie ein von Schlangen Gebiſſener, ſo ſehe den gekreuzigten Nazarener an. Denke nichts dabei als: Dein Blut komme über mich; iſt Er Gott oder bloßer Menſch, laß es Dir gleich viel ſein. Er iſt Dein Helfer. Laß Dir erſt helfen, hernach forſche, wer der Wunderthäter iſt. Die Rechte der Majeſtät iſt eine ſchwindelnde Höhe, erfliegen läſſet ſie ſich gar nicht, langſam muß ſie erſtiegen ſein, und der Weg geht über Golgatha.

„Da, mein Freund! Da unter Seinem Kreuze verlaſſe ich Dich wie Johannes. Was wußte der, wer ſein Freund eigentlich war? War ihm auch nicht nötig zu wiſſen. Er liebte den Gekreuzigten, er hing an ihm, genug. Das andere, er konnte nicht ahnen, der Gekreuzigte, weiter konnte kein Gedanke, kein Gefühl gehen. So ſei es Dir. So bleibe es mir, bis ich Ihn ſehe, und bis dahin bin ich über den Ausdruck Dein.

Den 29. November 74.

„Herzliche Grüße an Pfenninger, an Bäbe, bald antworte ich ihr.“

Man wird durch dieſes ſtürmiſche Ringen um des Freundes Seligkeit unwillkürlich erinnert an die Scene, da Dr. Luther, an Melanchthons Krankenbette ſtehend, um das Leben des ſo innig geliebten Mannes gleichſam mit ſeinem Gotte kämpft. Luthers Kühnheit im Beten, Zinzendorfs Vertraulichkeit mit dem Erlöſer und — der überſchwengliche Freundſchaftsſinn der Sturm-

und Drangperiode erſcheinen hier in eigenartigſter Verbindung. Die Worte: „Mit einer Kühnheit, die Er ſchenkte, durfte ich ihm geſtern Abend ſagen: ‚Meine Seligkeit hängt an Lavaters Seligkeit‘, wären geradezu bedenklich, wenn nicht Suſanna hervorgehoben hätte, daß dieſe Kühnheit ihr ſelbſt als ein Gnadengeſchenk erſchiene. Beſonders wichtig iſt der Rat, den ſie dem zagenden Freunde erteilt, womit ſie in der That den Kern der Sache trifft: „Iſt Er Gott, oder bloßer Menſch, laß es Dir gleich viel ſein. Er iſt Dein Helfer, laß Dir erſt helfen, hernach forſche, wer der Wunderthäter iſt.“ Der Weg zum heilfrohen Glauben läßt ſich nicht treffender bezeichnen. Bald ſollte ſich's im letzten Kampf bewähren, daß ſie von der Realität ihres Glaubens überzeugt war, ob auch manche ihrer früheren Anſichten ſich geändert hatten.

# XII.

## Seliger Heimgang.

Wenige Tage vor ihrem Ende ſollte Suſanna dem jungen Freund Wolfgang noch einmalals Ratgeberin in einer für ihn hochwichtigen Frage dienen. Im Spätherbſte beſuchten die Prinzen von Weimar Goethe und forderten ihn auf, mit ihnen nach Mainz zu reiſen. Der Vater ſprach ſich entſchieden gegen Annahme dieſer Einladung aus; die Mutter aber eilte zu der damals krank darniederliegenden Freundin, auf deren Gutachten hin der geſtrenge Herr Rat den Widerſpruch aufgab. Die Entſcheidung Goethes in dieſer Sache gab den Ausſchlag für ſein künftiges Schickſal, und es iſt immerhin beachtenswert, daß die ſchöne Seele auch hierbei einen ſo beſtimmenden Einfluß ausgeübt hat. Der Dichter ahnte damals nicht, daß er die Freundin nicht wiederſehen ſollte.

Noch wenige Tage vor ihrem Ende war ſie bei Legationsrat Moritz zu Beſuch geweſen (7. Dezember); aber in der Nacht erkrankte ſie heftig. Ihre Kräfte nahmen raſch ab, obwohl der treue Dr. Metz redlich das Seine that. Pfarrer Claus und ſeine Frau beſuchten ſie mehrmals und rühmten an ihr die geſetzte Gemütsart, wie ſie dieſelbe in geſunden Tagen an ihr gewohnt geweſen. Als Frau Claus mit ihr betete, gefiel Suſanna beſonders der Ausdruck ſehr wohl, der Herr wolle ihr ihres Herzens Wunſch geben. Das Ende iſt am 13. Dezember 1774 nachmittags ein Viertel nach 2 Uhr erfolgt. So lautet der Eintrag im Sterberegiſter; die Angabe des 16. Dezember beruht auf der

Verwechſelung mit dem Tage der Beerdigung. Sie hat ein Alter von 50 Jahren, 11 Monaten und 23 Tagen erreicht, iſt alſo unmittelbar vor ihrem 51ſten Geburtstage heimgegangen.

Lappenberg bringt noch einen zweiten Bericht nach mündlicher Überlieferung. Danach ſagte die Sterbende zu Frau Pfarrer Claus: „Ach Rebekka, ſiehſt du denn nicht, das Lamm Gottes, der Heiland iſt da!“ Darauf ſtimmte ſie einen Vers von Wolters-dorf an:

„Viktoria! mein Lamm iſt da,
Mein Bürg iſt bei mir im Gerichte,
Mein Mittler bleibt mir im Geſichte,
Gott, der Recht ſpricht, der iſt nah!“

Sie ging mit Entzücken in die Ewigkeit, es war kein Tod, es war ein Lobgeſang der Himmel auf Erden.

Ein weiterer Bericht iſt erſt neuerdings bekannt geworden. Er rührt von jenem Kappel her, der mit ihr zuſammen wohnte[82]): „Bei ihrem Ende war Frau Rat Goethe, Frau Rat Moritz, Frau Pfarrer Claus und meine Frau zugegen. Das Ende war getroſt und dem Herrn ergeben. Sie iſt nun droben und ge-nießt, was ſie hier von Jeſu geglaubt hat.“ Reihen wir noch die Mitteilung Goethes an, daß ein frommer Tod ſich an ein ſeliges Leben angeſchloſſen und ihre gläubige Heiterkeit ſich bis ans Ende ungeteilt erhalten habe, ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, daß Fräulein v. Klettenberg den Glauben, den ſie ſo oft freudig bekannt hatte, auch im Sterben feſtgehalten hat. Sie hat, wie wir geſehen, ſich nicht gegen die geiſtige Bewegung ihrer Zeit ängſtlich abgeſchloſſen, ſie hat auch in ihren letzten Jahren unter dem Einfluſſe der ſelbſt in ihr ſtilles Kämmerlein herein-flutenden Wogen einer neuen Zeit manche frühere Anſchauung abgeſtreift — aber ſie iſt nicht als Zweifelnde oder Schwankende in das Jenſeits hinübergegangen, ſondern in der Geſinnung, in der ſie an Lavater geſchrieben hat: „Ich werde ſo gewiß ſein, was und wo Er iſt, als Er war, was und wo ich bin.“

Wir haben alſo Grund, mit der Fürſtin Pleß zu ſprechen[83]):

„Nun, der Herr helfe uns, ihr Ende anzuſchauen, ihrem Glauben nachzufolgen, auf dem Wege, den ſie gegangen, zu gehen, und an den Ort zu kommen, wo ſie iſt und gewiß eine vorzügliche Stelle einnehmen wird. Der Herr mache jeden Eindruck, den ſie auf mein Herz gemacht, an meiner Seele recht lebendig!“ In ähnlichem Sinne hat ſich auch ihre Schweſter, die Fürſtin von Büdingen, geäußert, als ſie die Nachricht von der Heimholung ihrer Freundin erhalten, an die ſie, „wie an eine Amme“ gewohnt geweſen ſei. „Meine ſehr naſſen Augen hindern mich gottlob nicht, ihr nachzublicken. Sie ruhet und weidet ohne alle Furcht! Die wenigen mir unvergeßlichen Stunden, in denen dieſe Braut des Lammes mit mir mündlich redete, werden, ſo wie ihre ſehr fleißige Korreſpondenz [84]) mit mir Armen, unter den Werken ſein, die ihr nachfolgen. Unſerer Freundſchaft Band war in Ihn gelegt, den ſie jetzt ſchaut; Rat und Beiſtand verliere ich an ihr, aber dafür deucht mir eine ſtärkere Konnexion mit der ſiegenden Kirche bekommen zu haben. Er gewöhnt mich nun doppelt an Sein Herz, daß ich niemand ſehe, denn Jeſum allein, bis auch ich, die Elende, dahin komme, wo Er iſt.“

Wir reihen hier noch einige Stellen aus einem Schreiben des alten Schultheß an Claus vom Neujahrstag 1775 an: „Das ſelige Fräulein war viele Jahre jünger als ich. Sie wartete auf ihre Brautſtunde!! O wie bewegt mich dieſer ihr angenehmſter Ausdruck! Sie beſtätigt, was wahr iſt: Daß die gottgeheiligte Seele nicht erſchrickt, dieſen nahen, wichtigen Schritt zu thun. Ihre edle Freudigkeit verließ ſie nicht. Sie war eine reine Braut des Lammes. Sie wird in Zürich ſehr bedauert, in ihren letzten zwei Jahren hat ſie hier gute Seelen kennen gelernt. Ich danke dem Herrn, der mir dies edle Beiſpiel hat laſſen bekannt werden.“

Auch Goethe ſelbſt hat das Ende ſeiner Freundin in einem Brief an Sophie La Roche im Dezember 1774 erwähnt [85]). Es ſind nur wenige Worte, aber für ſein Verhältnis zu der ſchönen Seele immerhin bedeutungsvoll. „Meine Klettenberg iſt tot.

Tot, ehe ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit hatte. Geſtorben, begraben in meiner Abweſenheit, die mir ſo lieb! ſo viel war. Mama, das pickt die Kerls und lehrt ſie die Köpfe ſtrack halten — Für mich — noch ein wenig will ich bleiben." Der Tod der frommen Freundin erſcheint ihm alſo, wenn wir den Sinn der etwas derben Worte richtig faſſen, wie eine Befeſtigung im Glauben, wie eine Mahnung an Lukas 21, 28: „Hebet eure Häupter auf, darum, daß ſich eure Erlöſung nahet."

Ob gelegentlich des Begräbniſſes eine Trauerrede gehalten wurde, iſt nicht bekannt; da aber das Teſtament nichts darüber enthält, ſo iſt anzunehmen, daß kein Geiſtlicher die Leiche begleitet hat. Dieſer Umſtand hat übrigens nichts Auffallendes, da Reden am Grabe überhaupt damals in Frankfurt nicht Sitte waren und Leichenpredigten in der Kirche nur gehalten wurden, wenn ſie ausdrücklich verlangt wurden. Sogar der Kirche treu ergebene Perſonen wurden ehedem ohne kirchliches Geleit zur Ruhe gebracht. Dagegen ſcheint es trotz der prunkloſen Art der Beſtattung an den üblichen Leichengedichten nicht gefehlt zu haben, da Schultheß um deren Zuſendung gebeten hat; doch leider ſind dieſelben nicht bekannt geworden.

Beſtattet wurde Suſanna nicht in dem Begräbniſſe der Familie Klettenberg, das noch erhalten iſt, ſondern nach ihrer Anordnung in dem der Familie Jordis, auf dem zweiten Teile des Peterskirchhofes, gleich linker Hand. Indeſſen hat ſich kein Grabſtein erhalten, der an die Stätte erinnert, wo die Überreſte der ſchönen Seele in den Schoß der Erde gebettet wurden, wie auch ihr Haus nicht mehr exiſtiert. So läßt ſich auf ſie in gewiſſem Sinne anwenden das Wort des Pſalmiſten (Pſ. 103, 15. 16): „Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, ſo iſt ſie nimmer da und ihre Stätte kennt ſie nicht mehr." Allein nicht minder dürfen wir hier fortfahren mit den Worten (Vers 17): „Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, ſo ihn fürchten."

Von den Freunden der ſchönen Seele in Frankfurt lebte weitaus am längſten der Dichter, deſſen Schutzgeiſt ſie in ſtürmiſch bewegter Zeit geweſen war. Die übrigen Glieder ihres Kreiſes ſind früher heimgegangen. Frau Pfarrer Griesbach ſtarb bereits ein halbes Jahr nach Suſanna, im Jahre 1775. Die hochbetagte Maria Franziska v. Klettenberg, welche zuletzt in recht dürftigen Verhältniſſen lebte, folgte der Nichte, die ſo treu für ſie geſorgt hatte, im Jahre 1776, als eines der letzten Glieder der Familie, welche bald darauf im Mannesſtamm erloſch. Pfarrer Griesbach wurde im Jahre 1777 abgerufen. Johann Daniel v. Olenſchlager ſtarb 1778 als ein hoch angeſehener Mann. Herr v. Moſer verſchied 1798 zu Ludwigsburg in demſelben Jahre, in welchem auch Suſannas herrnhutiſcher Freund Loretz heimging. Frau Rat Goethe ward im Jahre 1808 abgerufen; auch ſie hat bis zuletzt der Freundin ein treues Andenken bewahrt.

In Frankfurt wurde die Tradition über den Freundeskreis der ſchönen Seele am längſten durch die beiden Geiſtlichen Claus († 1815) und Paſſavant († 1827) gepflegt.

# XIII.

## Charakterbild der schönen Seele.

Wir gedenken hier zunächst einiger Urteile, welche über Susanna v. Klettenberg gefällt wurden. Die Goethesche Schilderung ihres Charakters in Dichtung und Wahrheit wurde schon früher besprochen; aber es sind auch die Äußerungen über die schöne Seele zu beachten, welche in Wilhelm Meister selbst uns entgegentreten. Der Oheim erkennt allerdings an, daß sie ihr sittliches Wesen, ihre tiefe, liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, aber er weist doch auf eine gewisse Einseitigkeit in ihrem Wesen hin, indem er hinzufügt, daß man auch den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen müsse. Er spricht sich deshalb dahin aus: „Wir sehen daraus, daß man nicht wohl thut, der sittlichen Bildung einsam, in sich selbst verschlossen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Kultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie übergiebt, und in den Fall kommt, seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerm, herabzuwürdigen." Sehr richtig bemerkt dazu Filtsch [86]): „Der Rat beruht durchaus auf dem Zuge seiner (Goethes) Natur, Ethisches und Ästhetisches in Einklang zu setzen. Der von der Anschauung der Antike zur

Überzeugung durchgedrungene Dichter, daß auch in der Kunst eine Art Fleischwerdung des Göttlichen gegeben sei, verlangt auch von dem Christentum, das seinem gesamten Wesen nach universell ist, daß es sich auch diese Seite der Offenbarung Gottes aneigne, um den ganzen Menschen zum Heil zu führen, und erblickt im Gegensatze zum gröberen Pietismus, der die Kunst verachtet, wo sie nicht Stoffe der heiligen Geschichte behandelt, in dem Geist der Antike in tieferem Sinn eine Vorahnung der Grundlehren des Christentums."

Ähnlich ist die Kritik, welche Natalie an ihrer Tante übt. Sie spricht zu ihrem Freunde Wilhelm: „Eine sehr schwache Gesundheit, vielleicht zu viel Beschäftigung mit sich selbst und dabei eine sittliche und religiöse Ängstlichkeit, ließen sie das der Welt nicht sein, was sie unter anderen Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete." Immerhin freut sie sich, als Wilhelm ihr mit Begeisterung über die Bekenntnisse der schönen Seele redet und fügt hinzu: „So sind Sie billiger, ja, ich darf wohl sagen, gerechter, gegen diese schöne Natur als manche andere, denen man auch dieses Manuskript mitgeteilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Roheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen an sich selbst denkt und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben."

Ohne Zweifel hatte Goethe, als er Natalie im achten Buch von Wilhelm Meister diese Worte sagen ließ, einzelne Urteile über das bereits einige Jahre vorher erschienene sechste Buch des

Romans im Auge. Während Schiller sich wesentlich anerkennend über die Bekenntnisse und den Charakter der schönen Seele aussprach, hat sich Wilhelm v. Humboldt in seinem Briefwechsel mit Schiller sehr ungünstig über Susanna geäußert. Er nannte sie eine sehr uneigentlich schön genannte und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele, die nur einige größere Seiten hatte. Er bemerkt ferner: „Eine gänzlich isolierte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tieferem Gefühl begleitet ist, muß notwendig unangenehm und trocken sein." Auch Friedrich v. Schlegel bezeichnet, wenn er gleich freundlicher urteilt, doch ihren Charakter als den Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinnes — in dem Oheim — entgegenstehe.

Goethe verteidigt einerseits durch Natalie die alte Freundin gegen verkehrte Beurteilung; anderseits läßt er durchfühlen, daß auch er für seine Person ihren Standpunkt nicht völlig gut heißen kann. Vielmehr soll Natalie ja die Form des Christentums darstellen, welche dem Dichter selbst als die höchste vorschwebt, und insofern bildet ihre Gestalt selbst eine Art Kritik gegenüber der schönen Seele.

„Die in That umgesetzte christliche Gesinnung ist in Natalien gezeichnet, auf deren Gestalt sich im achten Buch alle Lichtstrahlen von allen Seiten vereinigen. Schon in den Bekenntnissen ist auf ihren Drang Hilfsbedürftigen, Notleidenden zu helfen, dem Nächsten nützlich zu sein, hingedeutet. — So ist Natalie eine Geistesverwandte Iphigeniens, ein Musterbild edler Weiblichkeit, die, in dem ihr von der Natur angewiesenen Kreise, einer Elisabeth Fry und Amalie Sieveking im Charakter nicht unähnlich, in segensreicher Liebesthätigkeit Befriedigung sucht und findet. — Die That ist und bleibt also auch hier die Philosophie Goethes. Jenes Christentum ist ihm das reinste und edelste, das über das stille Innenleben des Individuums, über die beschauliche Selbstbespiegelung, über den verfeinerten Egoismus eines in sich selbst versunkenen Gemütes hinauswächst, zum rüstigen Schaffen und

Wirken, dem dann der Segen von oben von ſelbſt zufallen muß!“ [87])

Einer Zeit, wie die unſrige iſt, in der die ſoziale Frage alle Herzen bewegt, dürfte Natalie beſonders ſympathiſch erſcheinen; aber der Segen der ſtilleren Naturen, die mehr an ſich ſelbſt als an anderen arbeiten und damit denn doch mittelbar auf andere bedeutungsvoll einwirken, iſt auch heute nicht zu verkennen. Es iſt der alte Gegenſatz von Martha und Maria, der uns hier entgegentritt. Darauf hat Suſanna ſelbſt nicht nur in dem lieblichen Gedicht: „Laßt mir mein Maria-Teil“, ſondern auch in den Bekenntniſſen hingedeutet, wo ſie einmal über ihre frühere Stellung zur Kunſt bemerkt: „Auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber teils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt und trachtete nur das Eine, was not iſt, erſt recht ins Reine zu bringen, teils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen.“

Sehr wichtig iſt das bereits früher kurz erwähnte Zwiegeſpräch, das Goethe im hohen Alter, im Jahre 1829, mit einem jungen Verwandten, Dr. Alfred Nicolovius, über die treue Freundin ſeiner Jugend geführt hat. Der Dichter rühmt auch dabei ihre Geduld und Ergebenheit, ſowie den Einfluß, den die ſchöne Seele auf ſeine moraliſche Herzensbildung ausgeübt; ja er geſteht, daß ihn öfter der Gedanke beſchlichen habe, ob er wohl recht daran gethan, von einer Richtung ſich abgewendet zu haben, die ſeinem Geiſte und auch ſeinem Herzen lange Zeit äußerſt wohlthätig erſchienen war. Doch war er geneigt, ihre Frömmigkeit einzig aus ihrem Leidenszuſtande ſich zu erklären —, „aber freilich ſie war krank“, wiederholte er mehrfach. Dem gegenüber iſt nochmals zu betonen, was Suſanna ſelbſt mehrfach hervorhebt, daß ſie keineswegs immer krank geweſen ſei. Vielleicht hat Goethe bereits als Jüngling ihr gegenüber die Bedeutung des Leidens für ihre pſychiſche Entwickelung zu ſtark hervorgehoben, ſo daß ſie ſich gedrungen fühlte, wider dieſe Ableitung ihrer Frömmigkeit aus körperlichem Wehe in ihrer Selbſtbiographie eine Art Proteſt einzulegen.

Von Urteilen aus älterer Zeit ist noch hier anzureihen die Schilderung, welche der Großvater von Alfred Nicolovius, Goethes Schwager Schlosser, gegeben hat [88]). „Du fragst, lieber Sohn, nach der Klettenberg. Ich habe sie oft gesprochen, die Mutter (Johanna Fahlmer, Schlossers zweite Frau) noch öfter. Es war das Gefühl der Satisfaktion, mit dem man von ihr ging. Die Vorzüge ihres edlen Geistes wurden durch ihren bescheidenen, ich möchte sagen, schamhaften Sinn noch gehoben. Ihre kleinen, oft wunderbaren Aufsätze teilte sie immer nur im Vertrauen mit, wie ihr denn überhaupt jede Ostentation zuwider war. Dem Lobe war sie nicht zugänglich. Sie war aber sehr erfreut, und noch mehr, möchte man sagen, gerührt, wenn sie eine Übereinstimmung der Gefühle wahrnahm. Gegen diejenigen, so sie vertrauen konnte, war sie mitteilend, die größeren Kreise machten sie stumm. Sie waren ihr unangenehm. Dies nicht wegen ihrer Körperleiden, sondern weil ihr Geist sich dort nicht kommode fühlte. Es war besonders eine große, seltene Reinheit ihres Wesens, was jeden ansprach."

Dieses Urteil deckt sich durchaus mit dem Charakterbilde, das aus den Bekenntnissen, wie aus den übrigen Aufzeichnungen Susannas, uns entgegentritt. Wir sehen davon ab, uns mit den Urteilen in neueren Werken auseinander zu setzen. Im ganzen scheint man meist nicht genug zu beachten, daß Susanna v. Klettenberg das wirklich Einseitige in ihrer frühen religiösen Entwickelung fast durchweg mit der Zeit überwunden hat und daß die Bekenntnisse auf einem solchen Fortschritt in ihrem inneren Leben deutlich genug hinweisen! Da aber ihre Selbstbiographie offenbar in der letzten Zeit ihres Lebens entstanden ist (um 1773), so haben wir das volle Recht, ja die Pflicht, sie wesentlich nach diesem ihrem geistigen Vermächtnisse zu beurteilen.

Am richtigsten hat Düntzer ihre innere Entwickelung in seinen Erläuterungen zu Wilhelm Meisters Lehrjahren [89]) angedeutet. „Wie die schöne Seele auch von diesem Tändelwerke (der Brüdergemeinde) abgebracht und zur Schätzung der Natur und

der Menſchen, in denen uns auch Gottes Odem wunderbar entgegenweht, gebracht wurde, dies hat Goethe mit meiſterhafter Feinheit geſchildert, und hierin gerade finden die Bekenntniſſe der ſchönen Seele ihren Abſchluß. Der Glaube, der die Quelle ihres ganzen Glückes, ihres Friedens, iſt ihr in voller Innigkeit geblieben, aber ſie wendet ſich nicht mehr von der ſchon als Kind mit verſtändigem Blick betrachteten Natur und von der ſinnlichen Welt ab, ſondern genießt ſie mit einem zarten Sinn, ſie zerſtört nicht ihr leibliches Daſein, indem ſie dem Gedanken an das Jenſeits ſehnſüchtig nachhängt, ſondern fühlt ſich auch auf Erden in Gott, der ihr das hohe Glück verliehen, deſſen ſie ſich jetzt voll erfreut.“ Die vorhergehende Darſtellung der inneren Entwickelung der ſchönen Seele hat den Beweis geliefert für das Zutreffende dieſer Beurteilung.

Es ſei uns geſtattet, nachdem über die religiöſe Entwickelung Suſannas oft und eingehend die Rede geweſen, noch auf einige Züge ihres Weſens hinzuweiſen, die gewöhnlich überſehen werden, aber doch dazu dienen mögen, ihr Bild etwas anſchaulicher und individueller zu geſtalten. Vielen ſchwebt die ſchöne Seele lediglich als eine abſtrakte, vielleicht ſogar etwas monotone Zuſammenfaſſung aller möglichen engelhaften Vorzüge vor, während ſie durchaus konkrete Charakterzüge aufweiſt. In dieſer Hinſicht können ihre Briefe, Aufſätze und Gedichte uns einen guten Dienſt zur Berichtigung verkehrter Urteile leiſten.

Man begegnet vor allem der Meinung, als ob in Suſannas Weſen das weibliche Element ausſchließlich hervortrete. Dagegen zeigt ſich ſchon bei dem Kinde neben der Zartheit des Empfindens ein Intereſſe an wiſſenſchaftlichen Dingen, wie es bei Frauen ſelten in ſolchem Maße ſich findet. Und dieſe Hinneigung zur Gelehrſamkeit hat ſie bis an ihr Ende bewahrt, trotz der ſcherzhaften Abſage an die Bücher in dem Gedichte an die Spindel. Und wenn ſie auch in mancher Lage des Lebens etwas paſſiv erſcheint, ſo erklärt ſie doch ſelbſt, daß ſie bei der Aufhebung ihrer Verlobung einen geradezu männlichen Trotz bewieſen

habe. Wer jemals in einem ähnlichen Konflikte zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen fremden Anſichten und der Stimme der eigenen Überzeugung geſtanden, weiß, daß Suſannas Verhalten in der That viel mehr Kraft und Mut erforderte, als es im erſten Augenblicke ſcheint. So hat ſie ſich auch bei aller Duldung gegen anders geartete Naturen ſelbſt nicht geſcheut, auch gegen geiſtig ihr weit überlegene Männer, wie Lavater und Goethe, freimütig die eigene Anſicht zu vertreten, ja ihnen eine Rüge zu erteilen, wenn es ihr nötig dünkte. Während ſie, wo es ſich um Anbequemung an fremde Anſchauungen handelte, eine beinahe bedenkliche Fähigkeit beſaß, ſich die Ausdrucksweiſe anderer anzueignen, tritt ſie doch allen Verſuchen des Biſchofs Reißer, ſie von ſich abhängig zu machen, entſchieden entgegen. Wenn man ihr zum Vorwurfe gemacht hat, daß ſie nicht verſucht habe, thätig einzugreifen, ſo iſt zu bedenken, daß ſie trotz ihres oft leidenden Körpers ſowohl an den Eltern als an den Kindern ihrer Schweſter treulich ihre Pflicht erfüllt hat, und daß einer vornehmen Dame des 18. Jahrhunderts ſich keine Gelegenheit zu jener Vereinsthätigkeit darbot, wie ſie ſich in der Gegenwart der Frauenwelt ſo reichlich bietet — um davon zu ſchweigen, ob die geſchäftige Teilnahme an allen möglichen Vereinen immer von reinem Segen begleitet iſt.

Daß Suſanna auch bei aller Geduld ſich nicht von Reizbarkeit völlig frei wußte, beweiſt eine Äußerung im Aufſatze vom billigen und unzeitigen Nachgeben.

„Wir finden an uns allen, daß wir viel leichter in großen Dingen nachgeben können, als in den kleinen Vorfallenheiten, die ſich bei genau verbundenen Perſonen täglich ereignen. Dieſe ganz beſondere Schwachheit, ſo wohl eine weitläufigere Abhandlung verdiente, als hier kann gegeben werden, äußert ſich in vielen Fällen. Ich habe einſtens einen diamantenen Ring von Wert und ein goldenes Etui verloren und bin nicht aus meiner Faſſung gekommen; aber ein Blatt Papier, ein wenig Siegellack oder ſonſt eine Kleinigkeit, die ich nicht an einem Orte wieder-

finde, wo ich sie hingelegt, kann mich so aufbringen, daß ich, wenn ich mich durch stilles Seufzen nicht bald in meine Festung retiriere, gewiß Schaden nehme."

Dieses Geständnis mag manchen stören, dem bei dem Namen der schönen Seele das konventionelle Bild von Überweiblichkeit und Passivität vorschwebt, in Wirklichkeit wird sie uns durch solche offene Äußerungen menschlich näher gebracht, wenn auch etwas von dem schablonenhaften Nimbus schwindet, der ihr Haupt umgiebt.

Wir weisen auch noch einmal auf die humoristische Ader hin, welche in den Bekenntnissen, aber auch in anderen ihrer litterarischen Produkte, uns entgegentritt. Wie schalkhaft schildert sie ihre erste Liebe, bei der sie anfangs nicht einmal recht weiß, ob der ältere oder der jüngere Bruder ihr Liebhaber werden solle! Wie treffend ist die Äußerung über den Grafen v. Zinzendorf, die sicher nicht von Goethe ihr in den Mund gelegt wurde: „Unfehlbar hätten wir uns verstanden, und schwerlich hätten wir uns lange vertragen." Wie scherzhaft spricht sie sich über die Wiederkehr des ehemals abtrünnigen Herrn v. Bülow aus: „Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumphe allen besonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgestellt."

Wie scharf sie überhaupt beobachtete, ergiebt sich aus zahlreichen Beispielen, welche ihre Aufsätze über Freundschaft enthalten. Ein solches Beispiel sei hier angeführt [90]): „Florus ist ein überaus großer Blumenliebhaber; alle Augenblicke, die ihm die Sorge für seine Seele und die Abwartung seines Berufes übrig lassen, werden der Pflege seines Gartens geschenkt. Justus achtet Blumen im Garten für gar nichts; kommt er zu Florus, so wird er im Garten empfangen, er zeigt ihm bald dieses, bald jenes Blümchen, und bittet ihn, seine besonderen Schönheiten zu bemerken. Justus sieht alles sehr gleichgültig an, und zuletzt sagt er, er wäre gar kein Liebhaber von Blumen, und müßte es gestehen, daß es ihm unbegreiflich wäre, daß jemand sich so damit beschäftigen könnte. Florus bricht sogleich die Blumenunterhaltung ab, er wollte herzlich gern einen anderen, Justus

gefälligeren Diskurs anfangen, aber es will ihm nicht recht vonſtatten gehen; das macht: die rauhe Art, mit welcher Juſtus ihm ſeine lieben Blümchen verachtet hat, iſt ihm auch wider ſeinen Willen ein wenig empfindlich geweſen. Ein Gemüt, das erſt ein wenig aufgebracht worden, kann ſich hernach ſo leicht nicht wieder ſetzen. Hätte Juſtus mit wohlanſtändiger Freundlichkeit ſein unſchuldiges Vergnügen gebilligt und die Unterredung nach und nach von den Geſchöpfen auf den Schöpfer gelenkt, ſo würden ſie beide ungemein viel mehr Erbauung und Vergnügen beieinander genoſſen haben, als auf die andere Weiſe nicht geſchah!" Die Geſtalt des Juſtus iſt überhaupt ſehr draſtiſch und ganz nach dem Leben gezeichnet; eine gewiſſe Art von frommſcheinender Rückſichtsloſigkeit iſt hier trefflich geſchildert. Andere Beiſpiele, welche aus dem ehelichen Leben genommen ſind, beweiſen, wie Suſanna auf dieſem Gebiet gleichfalls die Augen für Licht- und Schattenſeiten offen hatte. Bemerkenswert iſt auch der Mangel an Ziererei; ſie beſpricht die natürlichen Dinge dezent, doch ohne ängſtliche Scheu, nach dem apoſtoliſchen Worte: „Den Reinen iſt alles rein." Auch in dieſem Zuge offenbart ſich die Geſundheit ihres Weſens im Gegenſatze zu einer falſchen Empfindſamkeit, wie ſie gerade bei zartbeſaiteten Gemütern leicht ſich entwickelt.

Zum Schluſſe noch ein Wort über den Vorwurf der Einſeitigkeit, der von Friedrich Schlegel gegen die ſchöne Seele erhoben wurde und auch mehrfach in neuen Darſtellungen durchſchimmert. Es giebt eine Einſeitigkeit, die offenbar der Herr und ſeine Jünger ſelbſt gefordert haben, — ſie ſpricht ſich aus in dem Worte Jeſu: „Gehet ein durch die enge Pforte" und der Mahnung des Apoſtels Paulus: „Trachtet nach dem, was droben iſt, nicht nach dem, was auf Erden iſt!" In dieſem Sinne iſt Suſanna v. Klettenberg allerdings einſeitig geweſen, ſofern ſie von früher Jugend an das ewige Ziel unſerer Beſtimmung unverrückt im Auge behalten hat. Es iſt auch zuzugeſtehen, daß ſie zeitweiſe wirklich in manchen Fragen eine zu große Bedenklichkeit bewieſen hat. Aber man wird ſie doch weſentlich

beurteilen müſſen nach ihrem geiſtigen Vermächtniſſe, in dem uns das entgegentritt, was ſie geworden iſt, und nicht nach ihrem Verhalten in der Zeit des Werdens. Blickt man nun von der Höhe, die ſie erſtiegen, zurück auf den Weg, den ſie zurückgelegt, ſo wird man viel mehr über ihre Vielſeitigkeit als über ihre Einſeitigkeit erſtaunen müſſen. Hat ſie doch nacheinander Einwirkungen vom Halliſchen Pietismus, von der Brüdergemeinde, von Swedenborg und von der frommen Aufklärung in ſich aufgenommen und das ihr Verwandte aus allen dieſen Syſtemen ſich zu aſſimilieren verſucht, ohne ſich ganz an eines derſelben zu binden. Eine kleinliche und beſchränkte Seele, wie Wilhelm v. Humboldt ſie genannt hat, ſpinnt ſich in enger Zelle ein; hier aber tritt uns eine Weitherzigkeit entgegen, die uns befremden würde, wenn nicht in jener ſuchenden Zeit voll Gärung viele der edelſten Geiſter eine ähnliche Entwickelung durchgemacht hätten. In ihrem Werdegange ſpiegelt ſich ſogar ein gut Stück Kirchengeſchichte des 18. Jahrhunderts ab, was ihre Biographie beſonders intereſſant macht. Bedenklich wäre ihre Empfänglichkeit für die mannigfaltigſten Anregungen auf religiöſem Gebiete nur dann geworden, wenn ihre Liebe zu dem Erlöſer und ihr Streben nach dem ewigen Heil in ihr jemals erſchüttert worden wären. Daß dies nicht der Fall war, haben ihre Briefe an Lavater und die Berichte über ihr Ende unwiderleglich bewieſen.

So ſchreiben wir denn getroſt auf ihren Leichenſtein das Wort der Schrift:

„Das Gedächtnis der Gerechten bleibet im Segen.“
(Sprüche Sal. 10, 7.)

# XIV.

## Chronologisches.

1723, 19. Dez. Susanna Katharina v. Klettenberg geboren.
1725. Marianne Franziska v. Klettenberg geboren.
1726. Maria Magdalena v. Klettenberg geboren.
1742. Kaiser Karl VII. wählt seine Residenz in Frankfurt.
1742, 23. Sept. Dr. jur. Johann Daniel Olenschlager wird im Hause des Stadtschulteißen Textor verwundet.
1743 im Frühling Verlobung Susannas mit Olenschlager.
„ Fresenius wird als Pfarrer an St. Peter berufen.
1747. Aufhebung der Verlobung mit Olenschlager. Beginn des „zehnjährigen Christenstandes" des Frl. v. Klettenberg unter dem Einflusse des Hallischen Pietismus.
1748. Dr. v. Olenschlager vermählt sich mit Sara Orth. Fresenius wird Senior in Frankfurt a. M.
In diese Zeit fällt die Reise Susannas mit ihrer Schwester Magdalena zu einem fürstlichen Hofe. Nach der Heimkehr Blutsturz.
1751. Erkrankung der Frau v. Klettenberg. Friedrich Karl Moser siedelt sich in Frankfurt an.
1754. Enger Freundschaftsbund zwischen Moser und Susanna. Das Buch: „Der Christ in der Freundschaft" herausgegeben. Abschluß der sieben Jahre „diätetischer Vorsicht".
1756. Susannas Mutter gestorben.

1757. Die Entſcheidungsſtunde. Die Anfangslieder. Anſchluß an die Freunde der Brüdergemeinde. Die Neuen Lieder.

1761, 4. Juli. Senior Dr. Freſenius geſtorben.

1763. Vermählung von Magdalena v. Klettenberg mit Herrn v. Trümbach.

1764. Beſuch Hamanns in Frankfurt.

1765. Marianne Franziska v. Klettenberg geſtorben. Dr. Metz kommt nach Frankfurt.

1766 im Juni. Erneſtine v. Trümbach geboren.

„ 4. Juli. Suſannas Vater geſtorben.

1767 im Auguſt. Karl Friedrich v. Trümbach geboren. Reiſe Suſannas nach Marienborn. Briefwechſel mit auswärtigen Gliedern der Brüdergemeinde.

1768. Frau v Trümbach geſtorben. Suſanna wieder ſchwer erkrankt. Im Spätſommer Goethes Heimkehr von Leipzig. Inniger Verkehr desſelben mit Frl. v. Klettenberg.

1769. Goethes Ausflug nach Marienborn.

1770. Goethe geht nach Straßburg. Suſanna macht ihr Teſtament.

1771, Auguſt. Goethes Rückkehr nach Frankfurt.

1773. Entſtehung der Bekenntniſſe. Goethes zwei religiöſe Schriften.

1774, 23. bis 28. Juni. Lavater in Frankfurt.

„ 29. Nov. Letzter Brief Suſannas an Lavater.

„ 13. Dez. Suſanna v. Klettenberg geſtorben.

„ 16. Dez. Begräbnistag.

# Anmerkungen.

Zu **Seite 70:**

1) Ausführliches darüber findet sich in dem trefflichen Büchlein von J. M. Lappenberg: Reliquien der Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele. Hamburg, Rauhes Haus, 1849. Der Verfasser hat hier die Resultate jahrelanger rastloser Forschungen zu Goethes hundertjährigem Geburtstage den Verehrern des von ihm hochgeschätzten Dichters dargeboten.

Mancherlei Ergänzungen bietet die Schrift von Franz Delitzsch: Philemon oder von der christlichen Freundschaft. 3. Auflage. Gotha, Gustav Schloeßmann, 1878. Delitzsch bietet Aufsätze, welche Susanna und Magdalena v. Klettenberg mit Friedrich Karl v. Moser im Jahre 1754 veröffentlicht haben und fügt denselben zwei aus seiner eigenen Feder hinzu. Auch ist die 3. Auflage durch ein Bild der schönen Seele bereichert worden, das, von ihr selbst in Aquarell entworfen, sie in der Tracht einer Nonne darstellt. Wichtig sind ferner die Erläuterungen zu Wilhelm Meisters Lehrjahren von Heinrich Düntzer. 2. Auflage. Leipzig, Ed. Wartig, 1875. Während in den beiden erstgenannten Werken der religiöse Gesichtspunkt im Vordergrunde steht, so wird hier besonders die litterargeschichtliche Seite gewürdigt.

Auch verweise ich auf meinen Aufsatz: Die religiöse Entwickelung von Susanna Katharina v. Klettenberg, in der Christlichen Welt 1894 Nr. 38 und 39 erschienen (auch im Frankfurter Kirchenkalender für 1895 mit einigen Zusätzen abgedruckt).

Sehr wertvoll sind die im Goethe-Jahrbuch für 1895 (S. 83 f.) von Prof. Heinrich Funck veröffentlichten zehn Briefe von Susanna Katharina v. Klettenberg an J. K. Lavater.

Sehr eingehend sind bei vorliegender Darstellung benutzt vier Aktenfascikel aus dem Nachlasse des Fräulein v. Klettenberg, welche

ſich im Archiv der deutſch-reformierten Gemeinde in Frankfurt befinden. Das Wichtigſte aus dieſen Urkunden war bereits mitgeteilt worden in einem Aufſatze von Stadtarchivar Dr. R. Jung: Aus dem Nachlaſſe des Fräuleins Suſanna Katharina v. Klettenberg, in den Berichten des freien deutſchen Hochſtifts 1891, Neue Folge, Bd. VII, S. 55 bis 68; doch fand ſich noch vieles, was für eine ausführliche Biographie verwertet werden konnte. Wir citieren dieſe Akten kurzweg mit „Nachlaß". Auch der Nachlaß der Frankfurter Geiſtlichen, Freſenius und Claus, konnte mehrfach benützt werden. Erſt in letzter Stunde wurde ich auf einen Aufſatz (von Harks) in der Zeitſchrift Herrnhut 1874, Nr. 34—38, 40—43 über Suſanna Katharina v. Klettenberg aufmerkſam gemacht, der manches Neue bietet, aber nur noch an einzelnen Stellen berückſichtigt werden konnte.

Zu **Seite 71:**

2) Böttiger, Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen I, 169.

3) Siehe Düntzer, Erläuterungen zu Wilhelm Meiſter, S. 13.

Zu **Seite 73:**

4) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Chriſtiane und Auguſt v. Goethe, herausgegeben von Bernhard Suphan, Verlag der Goethe-Geſellſchaft 1889, S. 96. Ich bemerke, daß ich, da dieſe Biographie nicht nur gelehrten Zwecken dienen ſoll, auch in Citaten die neue Orthographie zur Anwendung bringe.

5) Siehe den Aufſatz von Stadtarchivar Dr. Jung, S. 58.

Zu **Seite 74:**

6) Jung a. a. O., S. 65.

Zu **Seite 75:**

7) Der Vater von Suſanna v. Klettenberg hatte allerdings, wie aus den Nachlaßakten hervorgeht, einen (bis dahin unbekannten) Bruder gehabt, der Johann Wilhelm hieß; aber dieſer war ſeit 1720 nach einer Schlacht gegen die Türken vermißt worden. Er hatte ſich als venetianiſcher Lieutenant am 11. Oktober 1718 zu Nördlingen mit einer Tochter eines dortigen Bürgers vermählt und hinterließ eine Tochter, Luiſe Eleonore, die 1739 in das Katharinenkloſter aufgenommen wurde und 1766 mit dem verwitweten Yſenburgiſchen Hofrat Menco Heinrich v. Mettingh ſich vermählte.

Eine Enkelin dieſes Herrn v. Mettingh (aus erſter Ehe) war Liſette Nees v. Eſenbeck, die Freundin der unglücklichen Dichterin Karoline v. Günderode.

**Zu Seite 79:**

8) Dieſer Adelsbrief mit Abbildung des Wappens befindet ſich im Nachlaß, wie auch ein ausführlicher Auszug aus dem Baur v. Eyſſeneckſchen Stammregiſter, wodurch ſich manche Angaben von Lappenberg ergänzen und berichtigen laſſen. Auch eine bis 1598 zurückreichende Aufzeichnung über die Familie Jordis, welcher Suſannas Mutter angehörte, hat ſich erhalten.

**Zu Seite 81:**

9) Die Angabe von Löpers, wonach Suſanna im Hauſe zum kleinen Rahmhof in der Papageigaſſe gewohnt habe, iſt unrichtig. Dieſes Haus hatte allerdings dem Urgroßvater Suſannas gehört, war aber in den Beſitz eines anderen Zweiges der Familie übergegangen. (Vgl. Batton, Örtliche Beſchreibung der Stadt Frankfurt a. M. V, 188. Frankfurt 1869.)

**Zu Seite 82:**

10) Lappenberg a. a. O., S. 297.

**Zu Seite 87:**

11) Vgl. Profeſſor Dr. Rieſe: Erklärung einer Goetheſchen Erzählung nach den Akten in den Berichten des freien deutſchen Hochſtifts, Jahrgang 1892, Bd. VIII, S. 247 f.

12) Die in den Akten erwähnte Baſe Luiſe Eleonore v. Klettenberg, 23 Jahre alt, iſt die Tochter des 1720 umgekommenen Oheims von Suſanna. Dieſe Couſine wird zwar in den Bekenntniſſen nirgends erwähnt, doch ſcheint der Vater Suſannas ſich ihrer liebevoll angenommen zu haben.

**Zu Seite 94:**

13) Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Bd. VI.

**Zu Seite 95:**

14) Wir reihen hier eine Bemerkung von Profeſſor W. Beyſchlag an (Vorträge für das gebildete Publikum. Elberfeld, Friedrichs, 1862. II. Sammlung, S. 86): Goethe hat Tauſenderlei geſchrieben und gedichtet, das als Kunſtwerk hoch über allem ſteht, was ſeine fromme Freundin ſchreiben und dichten konnte, aber es iſt doch nichts darunter, was als Inſchrift eines Menſchenherzens und als Grabſchrift eines Menſchenlebens ſo ſchön wäre, wie der einzige kleine Vers von ihr: Lieber arm, als ohne Jeſus u. ſ. f.

Zu Seite 96:

15) Vgl. den Aufsatz von K. Meinhof: Susanna Katharina v. Klettenberg und ihre Freunde (Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 1881, S. 424 f.).

Zu Seite 99:

16) Über diese ganze Episode ist nichts Genaueres bekannt. Beide Schwestern standen später zu dem Hofe von Ysenburg-Büdingen in naher Beziehung. Hätten sie aber längere Zeit in Büdingen geweilt, so hätte Susanna v. Klettenberg so viel Gelegenheit gehabt, die in dieser Stadt gelegenen Herrnhuteranstalten der Wetterau kennen zu lernen, daß eine Andeutung davon in den Bekenntnissen zu erwarten wäre. Obwohl Goethe von einem „benachbarten" Hofe redet, ist doch wohl an das Haus Stolberg-Wernigerode zu denken, welchem auch die Fürstin Auguste Friederike von Ysenburg-Büdingen entstammte. Dafür spricht ein (im Nachlaß erhaltener) Eintrag in ein Stammbuch (von Magdalena oder Susanna), der am 28. Februar 1753 zu Wernigerode erfolgt ist, offenbar gelegentlich des Abschieds von der Besitzerin des Büchleins:

„Dem Leibe nach getrennt,
Im Geiste doch verbunden,
In einem Element,
In Jesu Blut und Wunden.
Da ist der reine Ort,
Wo Jünger Jesu sein,
Wer darin bleiben wird,
Der wird ganz selig sein."

Es findet sich ferner noch ein Brief (vom 2. Juni 1762) einer Hofdame, Frau Iker, welche eine Vertrauensperson am Hofe von Wernigerode war, aus dem sich entnehmen läßt, daß auch die Adressatin zu dem Stolbergschen Hause in nahen Beziehungen stand. Frau Iker verspricht Susanna verschiedene Gelegenheitsgedichte inbezug auf dortige Festlichkeiten, sie tauscht ferner ihre religiösen Gedanken aufs innigste mit ihr aus, endlich teilt sie ihr mit, daß die Gräfin Stolberg sich ihr aufs zärtlichste empfehlen lasse. So erklärt es sich auch, daß Susanna Taufzeugin einer Prinzessin Christiane zu Anhalt-Pleß war, wie eine Widmung mit dem Spruch Röm. 6, 4 beweist (Nachlaß); die Fürstin Luise Ferdinande von Anhalt-Pleß war nämlich auch eine Tochter des Stolberg-Wernigerodeschen Hauses. Die Beziehungen zu Ysenburg-Büdingen scheinen demnach erst später durch die Beziehungen zu Wernigerode entstanden zu sein. Harks (Zeitschrift Herrnhut Nr. 35) nimmt an, daß die zu Frankfurt wohnende gräfliche Familie,

deren Suſanna in den Bekenntniſſen gedenkt, auch die Wernigerodiſche geweſen ſei, ohne aber einen beſtimmten Grund für ſeine Vermutung zu nennen.

Zu **Seite 100**:

17) Ein noch erhaltenes Geſinde-Büchlein (im Goethehauſe zu Frankfurt aufbewahrt) enthält Aufzeichnungen Suſannas über die Dienerſchaft des Hauſes, welche mit dem Jahre 1754 beginnen und bis 1774 weiter geführt ſind.

18) Die beloved ones ſind die ihr durch chriſtliche Freundſchaft beſonders verbundenen Seelen. Dieſe Wendung iſt nicht auffallend, da Suſanna in ihren Briefen an den Biſchof Wenzel Neißer mehrfach engliſche Sätze eingeflochten hat.

Zu **Seite 101**:

19) Daß Freſenius auch jener Geiſtliche geweſen ſei, über deſſen Konfirmandenunterricht ſich Goethe mit wenig Anerkennung ausſpricht, wurde zwar früher angenommen, beruht aber auf einem Irrtum. Vgl. meinen Aufſatz im Goethe-Jahrbuch 1890, Bd. XI, S. 159—164, wo auch einige andere falſche Angaben über Freſenius berichtigt ſind.

Zu **Seite 102**:

20) Siehe den Anhang zu der Leichenpredigt für Freſenius, S. 51.

Zu **Seite 105**:

21) Suſanna redet einmal in den Bekenntniſſen von ſieben Jahren, in denen ſie nur diätetiſche Vorſicht ausübte, bis ſie durch die Beziehungen zu Philo allmählich zu einer tieferen Auffaſſung von der Heilung des Sünders geführt worden. Dieſe ſieben Jahre ſind von der Aufhebung der Verlobung im Jahre 1747 an zu rechnen, da mit dieſem Jahre der „zehnjährige Chriſtenſtand“ der ſchönen Seele beginnt. Daß ſie erſt im Jahre 1754 Herrn v. Moſer näher getreten iſt, beſtätigt auch ein Brief an Lavater vom 4. Auguſt 1774, in welchem ſie von einem Freundſchaftsgange von zwanzig Jahren mit Moſer redet.

22) Vgl. den ausführlichen Artikel von Dr. Heidenheimer in der Allgemeinen deutſchen Biographie.

Zu **Seite 107**:

23) Vgl. H. v. Buſche, F. C. v. Moſer (Stuttgart 1846), S. 160.

Zu **Seite 108**:

24) Geſchichte und Litteratur der Staatswiſſenſchaft II, 421. Erlangen 1856.

**Zu Seite 109:**

25) Vgl. auch Lappenberg S. 33.

**Zu Seite 115:**

26) Unter Susannas nachgelassenen Papieren befindet sich ein Gedicht, welches von ihrem Vater auf den Tod der Mutter verfaßt wurde. Es ist an einen Freund gerichtet, der gleichfalls seine Frau verloren. Aus diesen Versen spricht demütige Ergebung in Gottes Willen, da beide ihre Weiber, die entseelt, viel mehr vielleicht als ihn geliebt hätten, weshalb sie nun auch den verdienten Zorn ertragen müßten. Ist das Gedicht auch nicht bedeutend, so ist es als Zeugnis für die Gesinnung des alten Klettenberg doch nicht ohne Interesse.

**Zu Seite 116:**

27) Susanna vergleicht ihren Freund dem in dem heiligen Hain von Delphi erzogenen Agathon, der in mancherlei Versuchungen gerät. Sie denkt dabei an den bekannten Roman Wielands, „Die Geschichte des Agathon". Da aber dieses Buch erst 1767 erschienen ist, so gehört der Vergleich offenbar einer späteren Zeit an. Es ergiebt sich auch daraus, daß die Aufzeichnungen der schönen Seele, welche Goethe vorlagen, in ihren letzten Jahren entstanden sind, und es sich nicht etwa um tagebuchartige, mit den Ereignissen gleichzeitige, Eintragungen handelt.

28) Über die erwähnten Verbrecher ist folgendes zu sagen: Girard war ein Jesuit, der 1731 wegen grober Vergehen, u. a. auch gegen das sechste Gebot, verurteilt wurde. Cartouche war der berüchtigte Dieb, der 1721 gerichtet wurde; Damiens wurde am 28. März 1757 wegen eines Attentats auf Ludwig XV. mit einem qualvollen Tode bestraft.

29) Diese Angabe bereitet einige Schwierigkeit. Noch am Sterbebette ihrer Mutter und einige Zeit danach befand sich Susanna nach den Bekenntnissen in dem Zustande ungetrübter Heiterkeit. Da nun die Mutter im November 1756 gestorben ist, so müßte man die von ihr geschilderte Gnadenstunde etwa in das Jahr 1758 ansetzen, während man gewöhnlich das Jahr 1756 angiebt.

Man wird deshalb ihre Bekehrung frühestens Ende 1757 anzusetzen haben. Damit stimmt auch die Stelle eines Briefes an Bischof Neißer vom 15. Dezember 1768 überein: „Nun geht es in das zwölfte Jahr, daß Er sich mir als den für mich Gekreuzigten offenbarte." Ebenso harmoniert mit jenen Angaben eine Stelle aus einem Briefe an Lavater vom 9. Januar 1774 (Goethe-Jahrbuch 1895 S. 86), wo sie über jene ihre Erfahrung schreibt: „Das habe ich

empfunden, die Empfindung währet 17 Jahre, und nimmt immer zu und wird werden (währen), bis ich vor ſeinem Throne ſtehe."

Im Widerſpruch damit ſteht allerdings die Angabe auf einer für Rat Schloſſer gefertigten Abſchrift der „Neuen Lieder von Fräulein Klettenberg", welche die Jahreszahl 1756 trägt (Lappenberg S. 222). Da dieſe Lieder ſichtlich bereits auf jene Entſcheidungsſtunde hinweiſen, ſo läßt ſich nur annehmen, daß die Jahreszahl von Suſanna oder der abſchreibenden Perſon nicht richtig angegeben iſt. Dieſe Vermutung hat jedenfalls mehr für ſich, als die Annahme, daß die oben angeführte chronologiſche Angabe der Bekenntniſſe irrig ſei. Wir ſetzen alſo auch die „Neuen Lieder" in das Jahr 1757.

Auch der oben erwähnte Umſtand, daß die That von Damiens einen beſonderen Eindruck auf Suſannas Seele machte, beweiſt, daß ſie noch im Jahre 1757 in jenem Zuſtande der Spannung ſich befand, der ſeine Löſung erſt nach einer längeren Zeit des Harrens finden ſollte. Damit ſtimmt endlich die früher mitgeteilte Notiz aus der Lebensbeſchreibung von Freſenius überein, nach welcher im Jahre 1747 viele junge Leute durch ihn zur Löſung der ſubtilen Bande der weltlichen Eitelkeiten trotz den Spott ihrer früheren Geſellſchaften geführt worden wären. Auch danach iſt das Ende des „zehnjährigen Chriſtenlaufes" in das Jahr 1757 zu verlegen. Auch Harks (Zeitſchrift Herrnhut Nr. 40) iſt zu einem ähnlichen Ergebniſſe gekommen.

**Zu Seite 123:**

30) Zum erſtenmal veröffentlicht aus einem Tagebuch von Lavater durch Meinhof nach einer Mitteilung von Prof. Arndt a. a. O., S. 444.

**Zu Seite 126:**

31) Harks beſtreitet ohne Grund (Zeitſchrift Herrnhut Nr. 40) die Darſtellung dieſer erſten Beziehungen zur Brüdergemeinde als unwahrſcheinlich, ja innerlich unwahr, in der Vorausſetzung, daß ſie von Goethe herrühren. Es handelt ſich aber um einen Bericht der ſchönen Seele ſelbſt, an deſſen Richtigkeit nicht zu zweifeln iſt.

**Zu Seite 127:**

32) Vgl. meinen Aufſatz in der Zeitſchrift für Kirchengeſchichte 1893, S. 21—68: Die Beziehungen des Grafen von Zinzendorf zu den Evangeliſchen in Frankfurt am Main.

**Zu Seite 129:**

33) Obige Mitteilungen ſind einem Schreiben entnommen, das im Nachlaſſe von Senior Freſenius (augenblicklich im Archiv des lutheriſchen

Predigerminiſteriums zu Frankfurt) ſich befindet. Es iſt die Abſchrift eines Briefes, den ein Freund von Freſenius in Darmſtadt an Herrn v. Bülow am 17. Juni 1746 gerichtet hat. Auch das Schreiben des Herrn v. Bülow ſelbſt befindet ſich an derſelben Stelle.

**Zu Seite 130:**

34) Der chriſtliche Hausfreund, Samſtagsblatt zur Erbauung der Seelen in Chriſto (herausgegeben von dem Evangeliſchen Verein in Frankfurt a. M.) enthält in ſeinem VI. Jahrgang (1839) unter dem Titel: „Lebenslauf eines vollendeten treuen Dieners des Herrn" eine Selbſtbiographie des erſt im Jahre 1815 verſchiedenen Pfarrers Claus, in der ſich jene Mitteilungen finden. Das Wichtigſte daraus ſiehe Lappenberg S. 234.

Wir weiſen bei dieſem Anlaß nochmals darauf hin, daß die Identifizierung der Pfarrer Claus und Claudi auf einem Irrtum beruht, da dieſelbe trotz meinem Hinweis im Goethe-Jahrbuch Bd XI, S. 164 mir immer wieder begegnet, und teilweiſe ſogar irrige Schlüſſe zur Folge hat. Johann Daniel Claudi, deſſen Vater, Großvater und Urgroßvater bereits Geiſtliche in Frankfurt geweſen waren, wurde am 11. Mai 1725 geboren. Er wurde 1756 ins Pfarramt in Frankfurt berufen und ſtarb am 25. Juni 1769. Es wird von ihm nur berichtet, daß er ein geſchickter deutſcher Poet geweſen, im übrigen iſt nichts von ihm bekannt geworden. Johann Andreas Claus wurde am 2. November 1731 geboren, kam 1773 nach Sachſenhauſen, 1778 nach Frankfurt und ſtarb am 25. März 1815. Er war in ſeinen letzten Jahren völlig erblindet. Sein Nachlaß befindet ſich in den Händen ſeiner Urenkelinnen, der Fräulein Blum in Frankfurt a. M. Unter den an ihn gerichteten Briefen ſind beſonders wichtig ſechs Briefe von Hans Jakob Schultheß dem älteren in Zürich aus den Jahren 1767—1776, in welchen nicht nur Fräulein Suſanna v. Klettenberg, ſondern auch faſt alle übrigen Mitglieder jenes frommen Kreiſes oft erwähnt werden.

35) Auch Zinzendorf hat ſeinerſeits gegen Freſenius ſich aufs ſchärfſte geäußert, ſo daß auf beiden Seiten gefehlt wurde. Auch in dem noch erhaltenen Briefwechſel von Freſenius mit zeitgenöſſiſchen Theologen tritt uns die Hitze des Kampfes ſehr entgegen. Es ſoll aber nicht verſchwiegen werden, daß Zinzendorf auch einmal in milderem Sinne ſich über ſeinen Gegner äußert, indem er ihn als einen Mann bezeichnet, der „des Heilands Sache" treibe (Rede am 2. März 1752).

Zu **Seite 131:**

36) Dieſe Predigt nebſt den Trauergedichten war damals viel begehrt; nach Wernigerode allein wurden aus dem Klettenbergſchen Hauſe 14 Exemplare verſandt, was wohl durch das Intereſſe für das Gedicht der Maria Magdalena, die dort viele Bekannte hatte, ſich erklärt. Ich beſitze ein Exemplar der Trauerrede, das dadurch intereſſant iſt, daß es von dem Gegner des Senior Freſenius, Dr. med. Senckenberg, mit beſtändigen Randgloſſen verſehen iſt, welche teils gegen die Perſon des Toten, teils gegen die Volkskirche ſich richten, die dieſem wunderlichen Mann als Separatiſten beſtändig ein Dorn im Auge war. Auch über das Gedicht des Fräulein v. Klettenberg hat er ſpottende Bemerkungen hinzugefügt, obwohl er an den Privaterbauungen teilgenommen hatte. Dieſe Bemerkungen Senckenbergs verdienen übrigens ebenſo wenig ernſtliche Beachtung, wie die meiſten ſeiner Angriffe, die leider immer noch zu ſehr berückſichtigt werden, weil die dankbare Erinnerung an eine wirklich großartige Stiftung zugunſten ſeiner Vaterſtadt viele veranlaßt, ſeinem Urteile ein kaum verdientes Gewicht beizumeſſen. Vgl. über ihn Kriegk, Die Brüder Senckenberg (Frankfurt, Sauerländer, 1869.

37) Ich entnehme dieſe Notiz einer handſchriftlichen Aufzeichnung in meinem Exemplare des Guaittaſchen Verzeichniſſes der evangeliſchen Prediger in Frankfurt a. M.; die Quelle iſt nicht angegeben.

Zu **Seite 132:**

38) Meinhof a. a. O., S. 444.

Zu **Seite 135:**

39) Jung a. a. O., S. 60.

Zu **Seite 136:**

40) Im Goethehauſe zu Frankfurt wird noch ein anderes Bild aufbewahrt, welches Suſanna v. Klettenberg darſtellen ſoll; doch iſt es fraglich, ob dieſe Annahme Grund hat. Eine Nachbildung befand ſich zwar in der erſten Auflage des Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur von Könnecke (Marburg, Elwert, 1886), wurde aber in der zweiten Auflage durch das Bild in Nonnentracht erſetzt, weil die Echtheit jenes Bildes zweifelhaft erſchien. Vgl. über jenes Porträt den Aufſatz von Dr. Kelchner, Ber. des deutſchen Hochſtifts 1885/86.

Zu **Seite 137:**

41) Der Ausdruck „Puppenwerk", der etwas hart erſcheint, erinnert an die frühere Charakteriſtik der herrnhutiſchen Tändelei mit der Liebe zu

Christus im Buche von der Freundschaft, wo Susanna auch behauptet, daß man in der Brüdergemeinde die höchsten und heiligsten Dinge zu einem bloß sinnlichen Spielwerk mache.

42) Die Proklamation ist zwar am 22. Mai eingetragen; aber es fehlt im Frankfurter Traubuch jeder Vermerk über die Kopulation. Daß diese am 7. Juni 1763 stattgefunden, ergiebt sich aus dem Hochzeitsgedichte, das Moser verfaßt hat; daß Pfarrer Griesbach die Trauung vollzog, aus einer handschriftlichen Notiz (im Nachlaß). So ist es wahrscheinlich, daß die Feier nicht in der Stadt selbst, sondern auf einem zu einem Nachbarorte gehörigen Gute vollzogen wurde, wie z. B. auch die Trauung der Eltern Goethes in dem Garten des Herrn v. Loen stattgefunden hat.

## Zu Seite 141:

43) Der Brief Mosers vom 26. August 1763 befindet sich in Hamanns Schriften VIII, 168; die Mitteilungen Goethes in Dichtung und Wahrheit (Buch XII).

44) Ein Teil dieses Briefes ist mitgeteilt in der Vorrede der zweiten Schrift: Die Kunst, glücklich zu leben, Königsberg 1765. Weiteres über Treschо siehe in der Allg. deutschen Biographie.

## Zu Seite 145:

45) In volkstümlicher Weise hat Glaubrecht über diese Anstalten berichtet in dem Büchlein: Zinzendorf in der Wetterau. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer, 1865. Drei Teile. Nach dem Marienborner Diarium kam Susanna am 21. August 1766 mit Hofrat Moser und dessen Bruder nebst deren Frauen nach Marienborn und verließ den Ort erst am 25. August. „Ihr Abschied von uns war zärtlich", heißt es, „und sie bezeugten, daß ihnen herzlich wohl in unserer Mitte gewesen ist."

## Zu Seite 146:

46) Nach dem Briefe einer Frau Gredel aus Halle an Claus vom 4. Juli 1767.

## Zu Seite 147:

47) Die Sitte, den Vorstehern der Brüdergemeinde einen Handkuß zu geben, war von den Grafen selbst eingeführt und beobachtet worden, wurde aber durch den Synodus von 1769 abgeschafft.

## Zu Seite 148:

48) Siehe Briefe und Journale (herausgegeben von Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode, Dresden 1884 [als Handschrift gedruckt]) I, 230.

Dieſes Werk enthält manches Intereſſante über die Beziehungen des Fräulein v. Klettenberg zu Wernigerode. Mitteilungen daraus bietet der Aufſatz von Erich Schmidt: „Die ſchöne Seele“ in der Vierteljahrsſchrift für Litteraturgeſchichte 1893, S. 592—597.

**Zu Seite 149:**

49) Die Vermutung von Lappenberg, daß es ein Dr. Gottfried Wilhelm Müller geweſen ſei, iſt nicht zutreffend, wie v. Löper nachgewieſen hat.

50) Dieſes Buch befand ſich in deutſcher wie in engliſcher Ausgabe im Nachlaß. Schriften dieſer Art wurden durch Claus aus dem Waiſenhauſe von Halle für die Glieder ſeines kleinen Kreiſes regelmäßig beſorgt.

51) Anſpielung auf das Wort aus Hamlet: „that is the question“.

**Zu Seite 151:**

52) Dieſe Urkunde, in welcher der Rat Johann Kaſpar Goethe den Empfang der den v. Trümbachſchen jungen Geſchwiſtern zuſtändigen Sparkaſſengelder den Vorſtehern der deutſch-reformierten Gemeinde beſtätigt, iſt in meinem Beſitz.

**Zu Seite 153:**

53) Ein Bruder des Stadtſchulteißen Textor, Johann Nikolaus, hatte eine Katharina Eliſabeth v. Klettenberg, eine Couſine von Suſannas Vater, zur Gattin.

54) Siehe Goethe-Jahrbuch XII, 176. 1891.

**Zu Seite 154:**

55) Siehe Düntzer, Goethes Leben (Leipzig 1883), S. 23.

56) Goethe-Jahrbuch XII, 124. 1892.

57) Siehe meinen Aufſatz: Das Bild der Frau Rat Goethe nach ihrem neueſtens herausgegebenen Briefwechſel. Deutſch-evangeliſche Blätter, Jahrgang 1890. Heft IX, S. 622—631.

**Zu Seite 155:**

58) I, 246.

**Zu Seite 158:**

59) Jung a. a. O., S. 65 f.

**Zu Seite 159:**

60) Weimarer Ausgabe, Abt. IV. Briefe. Bd. I, S. 279.

**Zu Seite 160:**

61) Dichtung und Wahrheit. Bd. XII.

Digitized by Google

**Zu Seite 161:**

62) Siehe meinen Aufsatz: Die Streitigkeiten der Frankfurter Geistlichkeit mit den Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Jahre 1772 im Goethe-Jahrbuch 1889 (Bd. X, 169 — 195), sowie meinen Aufsatz: Zur Frankfurter Kirchengeschichte in den Tagen des jungen Goethe in Beyschlags deutsch-evangelischen Blättern 1889, Heft V, in dem eine theologische Würdigung jener Streitigkeiten versucht ist.

63) Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772, Nr. LXXII. Obwohl die Rezension von Goethe selbst unter seine Werke aufgenommen worden ist, hat Scherer dieselbe ihm abgesprochen. Goethes Autorschaft ist aber um so gewisser festzuhalten, als der Dichter in dem Prozesse gegen die Frankf. Gel. Anz. als Verteidiger des Herausgebers Deinet eine Zeit lang für seinen Schwager J. G. Schlosser selbst mitgewirkt hat, also über die Sache genau orientiert war.

**Zu Seite 163:**

64) Dieses Fragment, sowie andere auf die schöne Seele bezügliche Urkunden werden demnächst von Herrn Schimmelbusch der Öffentlichkeit übergeben werden.

**Zu Seite 164:**

65) Goethes religiöse Entwickelung von Dr. Eugen Filtsch. Gotha, Perthes, 1894. S. 190.

66) Aus meinem Leben, Buch XV. Die oben geschilderte Scene ist sinnig wiedergegeben in einer Illustration von Julius Hamel im Daheim, Jahrgang 1865, Nr. 14. (Beilage zu einem Artikel von Ludwig Diestel: „Goethe und die schöne Seele".)

**Zu Seite 169:**

67) Varnhagen v. Ense, Vermischte Schriften, Tl. III, S. 30. (Lappenberg, Nr. XI.)

**Zu Seite 171:**

68) Jung a. a. O., S. 68.

**Zu Seite 172:**

69) Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben (1881), S. 611—616. Professor Dr. L. Weis: Susanna Katharina v. Klettenberg und Swedenborg. Die Annahme von Harks, daß die Beziehungen Susannas zu Swedenborg in die Zeit ihres Suchens (vor 1757) anzusehen seien (Zeitschrift Herrnhut Nr. 37) ist unzutreffend, da die Schriften dieses Denkers erst später in Deutschland bekannt wurden.

Digitized by Google

Zu Seite 173:

70) Erläuterungen zu W. Meisters Wanderjahren (Leipzig, Wartig, 1836), S. 138.

Zu Seite 175:

71) Die wahre christliche Religion. § 76.

Zu Seite 176:

72) Goethe-Jahrbuch 1889, Bd. X, S. 139 f.: Ein Brief v. Susanna v. Klettenberg (21.—27. Januar 1774), mitgeteilt von L. Geiger. Das Goethe-Jahrbuch bietet übrigens nur einzelne Stellen dieses langen und für Susannas Verhältnis zu Moser sehr wichtigen Briefes. Ich habe deshalb mit gütiger Erlaubnis des Herrn Rudolph Brockhaus, der den Autographen besitzt, auch die übrigen Teile des Schreibens benutzt,da der Sinn der bereits früher veröffentlichten Stellen vielfach erst aus dem ganzen Zusammenhang klar zu stellen ist. Hoffentlich wird einmal das ganze Schreiben abgedruckt werden, wozu hier leider der Raum fehlt.

Zu Seite 181:

73) Vgl. Kriegk, Deutsche Kulturbilder (Leipzig, Hirzel, 1874), S. 478 f.

Zu Seite 183:

74) Herbst, Bibliothek christlicher Denker. Ansbach 1831. Bd. II, S. 35.

Zu Seite 185:

75) Bernays, Der junge Goethe (Leipzig, Hirzel, 1875) III, 18.

Zu Seite 187:

76) Vgl. die noch immer lesenswerte Schrift von Oosterzee: Goethes Stellung zum Christentum. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1858. Ferner das schon erwähnte Buch von Filtsch, in welchem das christliche Wesen des Dichters eingehende Behandlung und warme Anerkennung findet.

Zu Seite 188:

77) Vgl. meinen Aufsatz: Pfarrer Passavant, der Jugendfreund Goethes (Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. Main 1887. II. Folge. Bd. I, S. 20 f.).

Zu Seite 190:

78) Brief vom 27. Dezember 1795. Goethe-Jahrbuch XIII, 16.

79) Die zwei ersten dieser Briefe sind im Goethe-Jahrbuch 1895 nicht mit abgedruckt, sind aber für vorliegenden Zweck nicht ohne Bedeutung. Die Benutzung wurde mir durch Herrn Antistes Finsler gestattet.

Digitized by Google

Zu **Seite 192:**

80) Die Predigt wurde nachmals in Druck gegeben und viel geleſen. Die Vorrede von Pfarrer Krafft iſt deshalb intereſſant, weil er den Vorſchlag macht, daß hervorragende Geiſtliche ſich nicht auf ihre eigene Gemeinde beſchränken möchten, ſondern auch Wanderpredigten halten ſollten, um auch anderswo Segen zu ſtiften. Es ſchwebt ihm alſo etwas von dem vor, was in unſeren Tagen Evangeliſation genannt wird, damals aber noch nicht bekannt war.

81) Erich Schmidt a. a. O., S. 593.

Zu **Seite 202:**

82) Erich Schmidt, S. 595. Der Verfaſſer dieſes an Pfarrer Münch in Büdingen gerichteten Schreibens war offenbar jener Bruder Kappel, der als treues Glied des Klettenbergſchen Hauſes oft im Briefwechſel zwiſchen Claus und Münch erwähnt wird. Einen Pfarrer Koppel (wie der Name bei Schmidt angegeben iſt) hat es weder in der lutheriſchen noch in der reformierten Gemeinde Frankfurts gegeben.

83) Erich Schmidt, S. 594.

Zu **Seite 203:**

84) Die Briefe der Fürſtin an Suſanna wurden auf deren Beſtimmung ihr ſpäter uneröffnet wieder zugeſtellt.

85) G. v. Löper. Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin, Wilhelm Hertz, 1879. S. 91.

Zu **Seite 206:**

86) a. a. O., S. 194.

Zu **Seite 209:**

87) Filtſch a. a. O., S. 195f.

Zu **Seite 210:**

88) Lappenberg, S. 277.

89) Erläuterungen zu den deutſchen Klaſſikern. Erſte Abteil. III, S. 117.

Zu **Seite 213:**

90) Lappenberg, S. 23.

Digitized by Google

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google